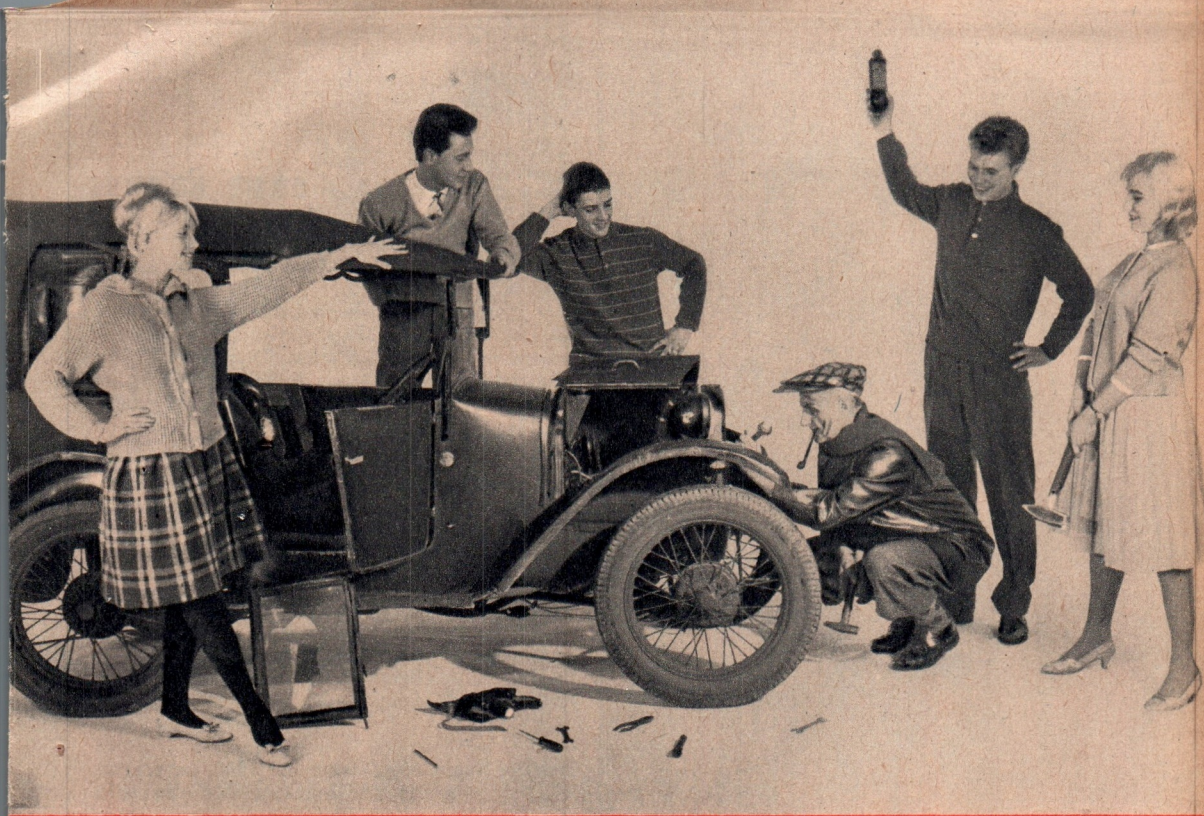
Februar
1960
DAS
Magazin
HEFT 2
Preis DM 1.-

. . . und das nicht nur
zur Sommerzeit,
nein, auch im Winter
wenn es schneit . . .
Sag es mit Blumen
durch
FLEUROP
Aufträge nehmen alle Blumengeschäfte mit den bekannten FLEUROP-Zeichen entgegen



Maschenmode für Motorfreunde

Sie passen zusammen, der gute, alte Dixi und der seriöse Automobilist mit großkarierter Mütze, Lederjoppe und Knickerbockern. Vor dreißig Jahren war das liebenswerte Vehikel der ganze Stolz seines Besitzers. Aber die Entwicklung eilt mit Riesenschritten voran, und was gestern noch bestaunt wurde, wird heute schon belächelt.
Die respektlose Jugend amüsiert sich jedenfalls großartig über den traurigen Versuch, die eingerosteten Pferdestärken wieder in Schwung zu bringen. Was vorbei ist, ist vorbei.

Für unsere Mädel und Jungen müssen die Autos schneller und schnittiger, die Bekleidung muß bequemer und sportlicher sein. Deshalb haben sie neben ihren großen Motorisierungsplänen noch eine kleine, dauerhafte Vorliebe für die flotte Wolcrylon-Maschenmode!

Wolcrylon ist ja durch seine fünf erfreulichen Vorzüge tatsächlich die ideale Strickbekleidung für jeden Wiesel- bis Wartburgbesitzer.
Wolcrylon behält die Form
Wolcrylon ist mollig warm
Wolcrylon ist leichter als Wolle
Wolcrylon ist unverwüstlich
Wolcrylon ist leicht zu pflegen

WOLCRYLON – das wollige Wunder der Chemie

Modischer
Damenpullover

aus Angoramischgarn in Pastellfarben.

Verbraucherpreis etwa 22,– DM

Ein Modell aus unserem
Fertigungsprogramm 1960

Nur im Fachhandel erhältlich

pressrich

Fabrikation modischer Strickbekleidung
Freiberg/Sa.

Sie an uns

Gute Wünsche von A bis Z

Gerhard Schröder, Halle:
Zum Start in Deine siebente Lebensrunde wünsche ich Dir, liebe kleine Maga, bleibe weiter so magazinisch wie Du immer warst. Deinen Schöpfern wünsche ich für 1960 gute Einfälle von **A** (Akte aus aller Welt) bis **Z** (Zeichenstift, weitere freche).

Bodo Habermann, Salzwedel:
In der Hoffnung, daß Du weiter so bleibst wie im Heft 12/1959 (oder gar noch besser wirst), stoße ich mit Dir an auf ein erfolgreiches 1960! Die Erzählung „Der Junge mit der Trommel" im Dezember 1959 hat mir gut gefallen. Der Reisebericht von Heinz Kahlow über Ägypten ist auch gut gelungen. Besonders herzlich lachen mußte ich über die „Telegrammliebe".

Emil Semerdjiew, Sofia (Bulgarien):
Dem ganzen Kollektiv der Zeitschrift „Das Magazin" schönste Glückwünsche für das neue Jahr.

Germin, Hamburg:

Frommer Wunsch eines Mannes für 1960, der gewisse westdeutsche Zeitungen nicht leiden kann

Die Raupe raupt sich sacht empor und raupt sich Blatt um Blatt. Ihr schwebt ein ganzer Urwald vor, weil sie so Hunger hat. Wenn sie nun in der S-Bahn säße und Morgenzeitungs-Blätter fräße, dann würde ich Raupen züchten! Aber so tu ich es mitnichten.

Berauschend, erregend ...

Elly Geyer, Erfurt
Recht vergnüglich stimmt mich in Ihrem Dezember-Heft 1959 die „Aktuelle Umfrage" von Dinah Nelken: „Schreibt man sich noch Liebesbriefe?". Ich bin erfreut, daß die Verfasserin so leidenschaftlich für das Schreiben von Liebesbriefen eintritt. Selbstverständlich zeigen sich für jede Generation die ewigen Probleme der Liebe in neuer Gestalt, denn Umwelt, Sitten und Gebräuche wechseln, ebenso die gesellschaftlichen Verhältnisse, und dadurch sind auch die Ansichten immer wieder andere. Der Liebesbrief wird wohl immer akut sein, er ist auch in unserer heutigen Zeit des Tempos durch kein Telefongespräch zu ersetzen. Liebesbriefe sind wie eine gute heilsame Medizin oder wie gehaltvoller Wein, sie berauschen und erregen, geben Schwung und gute Laune und machen den unendlich glücklich, der sie schreibt und den, der sie erhält. Es sind

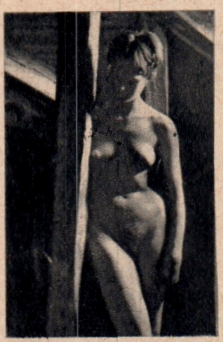
kleine Zauberwerke, die das Herz und die Liebe jung erhalten. Schönsten Dank, Frau Dinah Nelken, daß Sie gleicher Meinung sind!

... und überlegend

M. F. aus Leipzig:
Sehr gut fand ich im Dezember-Heft 1959 das Aktfoto auf Seite 46 und gleich daneben, auf Seite 47, die Überschrift „Verhexte Kugeln". Wenn das mit Absicht geschah, dann alle Achtung!!!

E. Hempel, Berlin:

Übelgenommen ...



Meinen Sie etwa, daß Sie unsere Jugend gut erziehen, wenn Sie solche nackten Frauen (Heft 12/1959) zeigen? Es ist schamlos und unkultiviert. Unsere Männer amüsieren sich über solch tiefgesunkene Frauen noch!

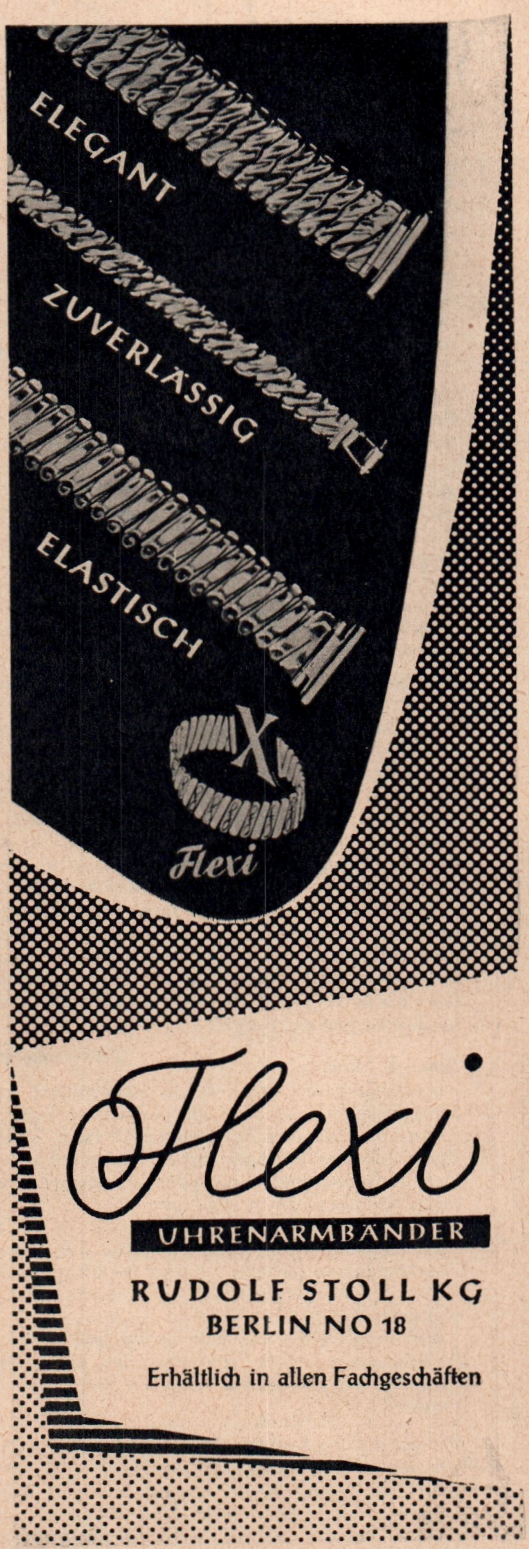
... gut angekommen

Günter Wagner, Nossen (Bez. Dresden):
Im Dezember-Heft 1959 gefiel mir die Aktaufnahme besonders gut. Auch die technische Ausführung des Druckes war besser als sonst. Weiter so! Gerade die Aktfotografie verlangt vom Fotografen viel Können. Und ist eine solche Arbeit so gut gelungen, daß sie sich zu einer Veröffentlichung eignet, so gebührt ihr nach meinem Dafürhalten auch ein entsprechender Platz.

H. Lübke, Berlin:
Als Uraltleser möchte ich Sie mit einer Frage behelligen. Sie bringen von Anfang an in der Serie „Der freche Zeichenstift" immer sehr gute Beiträge und Lebensbeschreibungen von berühmten Zeichnern und Karikaturisten. Da ich mich dafür sehr interessiere — und ich glaube, mit mir viele andere — wäre es vielleicht sehr günstig, zum Vergleich Gegenüberstellungen zu haben. Ich meine, es wäre lohnend, die bisher erschienenen Beiträge zu einem kleinen Buch zusammenzufassen.
Das hat der Eulenspiegel-Verlag auch gedacht. Es ist für 1961 vorgesehen.

Diskretion –

Hans Wundersam, Sachsen:
Liebes Magazin! Ich hoffe, Du schämst Dich nicht, auch Pfarrerehepaare unter Deinen vergnügten Lesern zu haben — wo Du doch sogar einen Domprediger als Mitarbeiter besitzt. Eben mit diesem unserem gemeinsamen Freund weilte ich jetzt im November drei Wochen in der Sowjetunion. Auf diese Weise hatte ich keine Gelegenheit, Dein Novemberheft zu ergattern, was meine Frau und ich als schweren Verlust betrauern. Das heißt, ich sah ein solches Heft im Zeitungsstand des Warschauer Flughafens bei unserer Zwischenlandung ausliegen, aber wir hatten ja keine Zlotys, und klauen — bei dem Beruf (und außerdem war es am hellen Tag!)? Aber vielleicht hast Du, liebes Magazin, irgendwo in einem Schubfach noch ein Novemberheft liegen, das Du mir ganz ausnahmsweise zusenden könntest? Ich verspreche Dir unbedingte Diskretion! — *Ehrensache!*



Flexi
UHRENARMBÄNDER
RUDOLF STOLL KG
BERLIN NO 18
Erhältlich in allen Fachgeschäften

Wer heiratet was?

Günter Löffler, Bautzen:

Am Ende Ihrer Zeitschrift gibt es immer einige Seiten, die sich „Treffpunkt" nennen. Bitte, verstehen Sie mich nicht falsch, ich habe im Prinzip nichts gegen die Heiratsinserate oder wie man sie auch bezeichnen mag. Ich bin nur nicht einverstanden mit dem Text einiger dieser Anzeigen.

Nehmen Sie bitte das Magazin vom Dezember 1959 zur Hand, und schätzen Sie einmal selbst ein. Da steht zum Beispiel geschrieben: „Gebildete sympathische Dame, brünett, Anfang 40/1,63, ohne Anhang, guter Charakter, ausgeglichenes Wesen, beste Hausfrau mit *schönem Einfamilienhaus und Garten* wünscht sich Verbindung mit Arzt oder Akademiker zwecks späterer Heirat."

Wer soll denn eigentlich geheiratet werden? Die Frau oder das Vermögen oder das Grundstück? Meiner Auffassung nach trägt diese Art von Anzeigen nicht den Charakter unserer Zeit. Alles kann gekauft oder verkauft werden, so heißt es doch nach der bürgerlichen Moral. Man kann aus den Zeilen auch etwas anderes lesen: Willst du vermögend werden oder Hausbesitzer, dann mußt du mit mir schlafen.

Ich denke, unsere sozialistischen Moralgesetze fordern Sorge um die Familie und Achtung vor dem anderen Geschlecht.

Im Prinzip sind wir mit Ihnen einer Meinung, Herr Löffler, daß solche Heiratsanzeigen, die sich eher wie Geschäftsanzeigen lesen, nicht mehr in unsere Zeitungen gehören. Man kann sich natürlich darüber unterhalten, ob Heiratsanzeigen überhaupt noch zeitgemäß sind oder nicht. Nun gibt es aber viele Menschen, die nicht in der glücklichen Lage sind, den geeigneten Partner in der nächsten Nachbarschaft zu finden. Sie müssen es deshalb auf dem Wege des Zeitungsinserats versuchen. Dabei ist es einfach eine Frage der Delikatesse, wie man seine Wünsche und das, was man selber zu bieten hat, formuliert. Im übrigen haben wir so manche Gewohnheiten auf unseren Treffpunktseiten, die unseren sozialistischen Lebensbedingungen nicht mehr entsprechen, schon früher ausgemerzt. Ihren Brief haben wir an die DEWAG-Werbung weitergeleitet, die für diese Inserate zuständig ist.

Rückversicherung

Renate K., Berlin:

Ich sammle gern Fotos von Filmschauspielern und Schlagersängern. Könntet Ihr nicht zum Beispiel Bilder von Uwe-Jens Pape, Hartmuth Reck, Ulrich Thein oder den Schlagersängern Hartmut Eichler, Fred Frohberg und Lutz Jahoda bringen? Aber wenn, dann bitte mit Autogramm.

Und nun hätte ich noch eine Bitte: Meine Eltern finden es nicht schön, wenn ich solche Aufnahmen ausschneide und sammle. Könntet Ihr nicht auf die Rückseite eine Landschaft oder irgendein anderes Bild drucken?

Liebes Fräulein Renate! Wir werden gern weiterhin Porträts bekannter Künstler veröffentlichen, ob aber mit Landschaft auf dem Rücken — nur um Ihre Eltern zu berücken?

Wir bitten unsere verehrten Leser, die an ein pünktliches Erscheinen unserer Zeitschrift gewöhnt sind, die verspätete Auslieferung unserer Januar-Nummer, die durch technische Schwierigkeiten in der Druckerei bedingt war, zu entschuldigen. *Die Redaktion*

DAS Magazin

Heft 2
Februar
1960
7. Jahrgang

Seite

Sie an uns	2
Walter Kaufmann: Die Heimkehr des Fidschi	6
August Hild: Winter	11
Bonaventure des Périers: Der große und der kleine Hund	12
Günter Prodöhl: Der Jüngste war siebzehn ...	14
Heinz Nowag: Berlin – zwei Uhr nachts	17
Jerome Weidmann: Selters gefällig?	20
Unsere aktuelle Umfrage: Sind Sie ein unentdecktes Talent?	22
Peter Purzel: Kleiner Flirt am Telefon	26
Hans Ariel: Neapel sehen und nicht sterben	28
Hans Kleffe: Mit 40 000 km/h zum Mond	32
Erwin Bekier: Zigeuner ohne Romantik	38
Herbert Sandberg: Der freche Zeichenstift	43
Karl Böhm: Sprung über sieben Jahre	46
Hansgeorg Stengel: Der Hauptmann und seine Primaballerina	49
Lothar Lang: Verliebt in ein Gemälde	53
Edwin Marian: Von einem störrischen Esel ...	56
Herbert Gast: Skijöring	58
Hannes Michael: Das Rezept des Wohlbefindens	60
Mode: Demaskierung – 24 Uhr	65
Wahre Begebenheit: Nicht aus Mitleid	68
Ausgelesenes – Abgehörtes	69
Habu: Liebe, Phantasie und Kochkunst	73
Rätsel	74
Treffpunkt	78

Chefredakteur: Hilde Eisler · Stellvertretender Chefredakteur: Willi Karsch · Literatur: Trude Herzfelde · Bildredaktion: Hannes Schreiber · Gestaltung: Herbert Prüget · Herstellung: Kurt Scharf · Redaktion: Berlin W 8, Glinkastraße 13/15, Tel. 22 55 51 · Verlag: „Das Neue Berlin", Berlin W 8, Taubenstraße 1/2, Tel. 22 55 51 · Druck: (III/9/1) „Sächsische Zeitung", Dresden · Lizenz-Nr. 5274 Ministerium für Kultur, Hauptverwaltung Verlagswesen · Erscheint monatlich · Alleinige Anzeigenannahme: DEWAG Werbung, Berlin C 2, Rosenthaler Straße 25—31, und alle DEWAG-Filialen in den Bezirksstädten der Deutschen Demokratischen Republik.

Titel: Werner Klemke; Fotos: Germin (1) S. 2; Rössler (1) S. 3; Unifrance (5) S. 5, 26, 27; Hettfleisch (1) S. 10; Décaux (1) S. 19; Schmuckler (2) S. 22, 23; Rea (6) S. 28, 29, 30, 31; ZB (4) S. 33, 47; Zimmermann (3) S. 36, 37; Bekier (2) S. 39, 42; Lenz (4) S. 38, 40, 41, 42; DEWAG (2) S. 46, 47; Arno Fischer (3) S. 49, 50; privat (2) S. 49; Saeger (1) S. 51; Marian (7) S. 56, 57; Bach (1) S. 58; Riwkin-Brick (1) S. 59; Karger-Decker (1) S. 59; Vogel (1) S. 63; DEFA-Neufeld (1) S. 76. Die Fotos auf den Seiten 26 und 27 zeigen die französische Schauspielerin Francoise Arnoul.

△ 381

Walter Kaufmann

Die Heimkehr des Fidschi

Hal Smith, Heizer auf dem zerschundenen Südseefrachter S. S. „Rosa“, kam müde aus dem heißen Kesselraum heraufgestiegen. Er fuhr sich mit einem Schweißlappen über das hagere Gesicht und den Nacken, rieb den Ruß zwischen den Fingern fort und steckte den Lappen wieder in den Gürtel, der seine schmalen Hüften umspannte. Der flammende Schein der Spätnachmittagssonne wärmte das Deck und spiegelte sich heller als das Feuer unter den Kesseln in der tümpelstillen See, die der Frachter, den fernen, kaum erkennbaren Strand entlang, ruhig dahinfuhr. Die Augen des Heizers, wund von dem körnigen Kohlenstaub, schmerzten von der jähen Helle. Die Umrisse verschwammen vor seinem Blick, bis er die rußige Mütze so rückte, daß ihr Schirm seine Augen beschattete. Da kam ihm die Küste allmählich bekannt vor — offensichtlich hielten sie die Fahrzeit ein. Zwei Wachen noch, und sie würden in den Hafen von Lambasa einfahren. Gott sei Dank! Er war es satt, diesen Schrotthaufen von einem Frachter durch hohe Feuerungstüren mit schlechter Kohle zu füttern, in jeder Wache einen Berg Asche zu ziehen — und alles seit Suva ohne einen Hauch frische Luft aus dem Ventilator.

Über das unordentliche Stahldeck schleppte sich Smith zum Logis. Fast beneidete er die zwölf Eingeborenen, die auf der Persenning über der Mittschiffsluke herumhockten. Für die gibt's keinen verfluchten Kesselraum, dachte er, immer nur frische Luft, Sonnenschein und Kokosnüsse! Munter wie Fohlen sind die alle und sorglos wie ein Haufen Halbwüchsiger.

Er hustete trocken und lange und spie kohledurchsetzten Schleim über die Reling. Er fluchte, und der Klang seiner Stimme schien die Fidschileute zu beunruhigen. Fragend sahen sie ihn an, lächelten dann scheu mit freundlichem, breitem Lächeln, das in den dunklen Gesichtern ebenmäßige weiße Zähne aufblitzen ließ. Einer von ihnen, breitschultrig und groß, ging auf nackten Füßen dem Heizer entgegen, immerzu lächelnd wie ein Kind. Smith erwiderte das Lächeln nicht, er blieb stehen.

„Brauchen Sie mich, Boß?“ fragte der Fidschi. Er sagte es leise, melodisch, die Vokale betonend wie in seiner Muttersprache.

„Bin nicht dein Boß“, fertigte Smith ihn ab, „merk dir das!“

Aber das vertrauensvolle Lächeln blieb auf dem Gesicht des schwarzen Mannes. Demütig stand er vor dem Seemann, den er überragte; der nackte Oberkörper schimmerte in der Sonne, eng umschloß das bunte Lendentuch Hüfte und Schenkel. Er machte die Gebärde des Essens und schlug sich mit der flachen Hand auf den Magen. „Ich wasche Ihre Sachen“, erbot er sich.

„Nix, Bob!“ sagte Smith. Er gebrauchte den Namen, der ihm für jeden Fidschi passend schien.

Er ging weiter nach den Mannschaftsräumen im Vorderschiff. Mir, dachte er, wird kein eingeborener Zwangsarbeiter mein Heizerzeug waschen, ich kann es verflucht selber waschen, habe es immer getan! Er war nie der Boß eines anderen gewesen und würde auch jetzt nicht damit anfangen, am allerwenigsten einem Farbigen gegenüber, der in einer Woche weniger Lohn bezog als er, Smith, für einen Tag Kesselheizen bekam. Arme Teufel! dachte er, als er in die Heizerdusche trat, arme ausgebeutete Teufel!

Er schleuderte die Stiefel von den Füßen, zog sich unter einer Dusche aus und ließ sich von dem lauwarmen Wasser den Kohlendreck vom Rücken spülen, während er gleichzeitig auf den Fliesen mit einer scharfen Bürste seine Kleidung schrubbte. Als er damit fertig war, band er sich sein Handtuch

um die Hüften, stieg an Deck und hängte seine Wäsche zum Trocknen auf. Dann ging er ins Logis zurück und kehrte kurz darauf wieder mit einer Flasche Bier für sich und einer großen Blechschüssel voll Essen für die Fidschi, von denen einige an der Steuerbordreling standen und beunruhigt auf etwas auf dem Wasser deuteten. Er warf einen gleichgültigen Blick über die Brüstung und erstarrte beim Anblick der Rückenflosse eines Haifisches, die wie eine Klinge die sanfte Meeresfläche durchschnitt. „Zum Teufel mit diesen Menschenfressern!" sagte er zu dem Eingeborenen, der ihn um eine Mahlzeit angegangen hatte. „Hier, Bob, halt dich ran!"

Er gab dem Schwarzen das Tablett, wartete keinen Dank ab, erwartete auch keinen, drehte sich rasch weg und suchte einen schattigen Platz, wo er sich auf ein Brett setzte und langsam sein Bier trank — jeden Schluck genießend wie nur ein Heizer nach staubiger, heißer Wache. Das Schiff schwankte sanft, und wo er lehnte, dröhnte das stete Stampfen der Maschine dumpf und wie aus der Ferne. Es schläferte ihn ein, während das Geplauder der Fidschi wie ein Echo immer leiser wurde.

Eine Stunde vielleicht, vielleicht auch nur Minuten später — Smith war nicht sicher — schreckte er vor nichts anderem als seinem eigenen Alptraum von einem schwarzen Sklaven, der ihn bedrohte, aus dem Schlaf auf. Und seltsam, sein beklemmender Traum setzte sich in der Wirklichkeit fort. Als er aufblickte, sah er in das verstörte Gesicht des Fidschi, dem er das Essen gegeben hatte.

Mit dem Handrücken wischte sich Smith den Speichel vom stoppligen Kinn. „Was ist los, Bob?" fragte er mürrisch.

„Sehen! Sehen Sie!" rief der Fidschi. Er deutete

über die Reling auf den jetzt viel näheren Inselstrand, wo sich längs eines weißen Saumes von Korallensand vor einem roten Himmel schlanke Kokospalmen erhoben.

„Kommen!“ drängte der Fidschi mit klangvoller tiefer Stimme, „jetzt Sie sehen. Sie kommen!“

„Mächtiger Fisch, was?“ sagte Smith.

„Nein, nein, jetzt Sie sehen!“ beharrte der Fidschi und faßte den Weißen an der Schulter.

Widerstrebend stand Smith auf und folgte dem Fidschi an die Reling, von wo aus er eine Gruppe Grashütten wahrnahm, die sich zwischen Palmstämme schmiegte. Dahinter dehnte sich ein tiefer grüner Dschungel bis zum Horizont, an dem sich, violett in der untergehenden Sonne, hohe Felsklippen abzeichneten. Es war ein angenehmer Anblick, aber für Smith nichts Ungewöhnliches und gewiß nicht so aufregend, daß es den Fidschi neben ihm zu so lebhaften Ausrufen hätte veranlassen müssen. Sie wurden um so heftiger, je mehr das Schiff auf die Küste zuhielt.

„Ist gut, Bob, aber was soll das?“ fragte Smith.

„Ich da geboren“, verkündete der Fidschi mit wilder Sehnsucht, „da ich leben viele Jahre, da meine Leute.“

„Ich verstehe“, sagte der Heizer, „da gehörst du hin.“

„Ja, Freund, ja!“ sagte der Fidschi, klatschte kindlich in die Hände und fügte in seiner Muttersprache etwas hinzu, das Smith nicht verstand. „In Ordnung, Bob!“ sagte Smith und ging wieder an seinen Platz im Schatten des Krans.

Aber wieder einzuschlafen war ihm unmöglich. Er stellte sich die Eingeborenendörfer vor, die er auf seinen Reisen kennengelernt hatte, und empfand etwas Ähnliches wie Mitleid mit dem Mann an der Reling, der übers Wasser sehnsüchtig auf seine Heimat blickte. Welche Versprechungen hatten den Mann veranlaßt, daß er seine Insel verließ, um sich als Arbeiter an die weißen Bosse im Hafen von Suva zu verkaufen? Wie lange war es her, daß er in einer der Grashütten dort am Strande gesessen hatte, mit seinen Brüdern aus Kokosschalen Kawa trank, ihren Erzählungen lauschte und ihrer Musik, mit ihnen sang, mit ihnen tanzte und ein natürliches Leben führte, das groß war und frei — anders als das Leben im Hafen von Suva, wo die Aufseher, meist Mischlinge, den Schauerleuten Befehle zubrüllten: „He, Boy! Hierher, Boy! Schneller, Boy!“ — Zwölfstundenschichten an den Landeplätzen, den ganzen Tag oder die ganze Nacht, und

Illustrationen: Christoph Ehbe

wofür? Für den Preis eines heimlichen Grogs in stinkenden Hinterhöfen und die wohlfeile Liebe von armen Huren auf schmutzigen Betten in überfüllten Quartieren, wo die Lieder der Eingeborenen stets wie schmerzliche Klagen klingen. Armer Sklave, dachte Smith, warum, zum Teufel, hat er sein Dorf verlassen?

Da sich Smith mit diesem Problem nie besonders beschäftigt hatte, wurden ihm seine Gefühle nach und nach verdächtig, und er empfand etwas wie Zorn auf jeden Fidschi, der den Weißen ins Netz gegangen war. Warum, verdammt, mußten sie das tun? fragte er sich, und weil er eine Antwort nicht zu geben vermochte, griff er nach der Bierflasche und kippte den schäbigen Rest in die ausgedörrte Kehle hinunter. Er schluckte heftig, seufzte und setzte dann jäh die Flasche so hart auf das Stahldeck, daß das Glas sprang. Er starrte auf den Eingeborenen, der den anderen Fidschi etwas zugerufen hatte und, nachdem er das Lendentuch abgeworfen hatte, mit einem Satz auf die Reling sprang, eine Sekunde lang wie eine Statue nackt vor dem Abendhimmel stand und sodann ins Meer tauchte.

Smith sprang auf und rief etwas, das unterging in dem Aufheulen der Schiffssirene und den lauten Stimmen der Fidschi, die alle gestikulierend an der Reling durcheinanderredeten. Er hörte das schrille Klingeln des Maschinentelegraphen und sah, als er flüchtig zur Brücke blickte, den Rudergänger das Rad mit aller Kraft nach Steuerbord drehen. Er spürte den Schiffsrumpf erbeben, als das Fahrzeug aus seinem Kurs gerissen wurde und das raschere, wirbelnde Mahlen der Schiffsschraube, ehe sie langsamer wurde, und dann stand auch er an der Reling und beobachtete den geflüchteten Fidschi, der durch das tiefe Blau der stillen See mit gleichmäßigen raschen Stößen auf den roten Wasserstreifen zuschwamm, der den nicht fernen Strand berührte.

Die S. S. „Rosa" lag nun völlig still, auf dem heißen Deck ihre halbe Besatzung versammelt: Offiziere, Deckjungen, Köche, Stewards, dienstfreie Heizer und Matrosen — eine bunte Gesellschaft von Seeleuten, denen die Flucht des Eingeborenen zunächst nur eine willkommene Unterbrechung der täglichen Routine bedeutete. Von ihnen allen hatte nur Smith den tieferen Sinn dieser Flucht von Anfang an begriffen; schweigend sah er dem Schwimmer nach, kein Muskel regte sich in dem knochigen Gesicht, das nichts verriet von dem Ansturm der Gefühle, die sein Herz schneller schlagen und sein Blut in den Adern pochen ließen.

Inzwischen hatte der Fidschi eine beträchtliche Strecke hinter sich gebracht, aber die gleichmäßige Bewegung seiner Arme war noch ebenso deutlich zu erkennen wie der dunkle Krauskopf, der bei jedem Stoß nach vorn im Wasser verschwand und wieder auftauchte. Eine Verfolgung wäre möglich gewesen, ein Rettungsboot hätte ausgesetzt und durch die tückischen verborgenen Korallenriffe gesteuert werden können, doch kein Befehl wurde dazu gegeben. Niemand rührte sich — es war, als ahnten jetzt vom Kapitän abwärts alle, was hinter des Fidschi verzweifelter Flucht in die Freiheit steckte.

Plötzlich erhob sich ein Schrei aus dem Gedränge der erregten Fidschi an Bord, ein Schrei so durchdringend, daß er die weißen Seeleute für einen Augenblick lähmte. Smiths Finger umklammerten die Reling wie ein Schraubstock: Mit lähmendem Entsetzen sah er die dreieckige Rückenflosse eines geschmeidigen Hais die spiegelglatte Meeresfläche durchschneiden; ein körperhafter Unterwasserschatten setzte dem arglosen Schwimmer nach.

„Bob!" rief Smith gellend, „Bob!" — aber er meinte nur, es zu rufen. Bloß einen verzerrten Schrei brachte seine Kehle hervor, als er sah, daß zwei Arme hilflos in die Luft stießen, der dunkle Leib des Schwimmers sich hoch aus dem Wasser bäumte und jäh in einem purpurn schäumenden Strudel verschwand — Kopf, Arme und Schultern tief unter dem Spiegel der See.

Hätte Smith gekonnt, er hätte sich abgewandt. Er war unfähig dazu. Die Arme blieben krampfhaft gespannt, die Hände wie an die Reling geschweißt, bis der feste Griff eines Kameraden um seine Schulter ihn aus der Starre löste. Er zuckte zusammen wie ein Blinder vor einem Hindernis. Mit rauher Stimme schickte er den anderen weg.

„Komm schon, Smithy", drängte der. Smith streifte die Hand von seiner Schulter und blickte wieder auf die See hinaus. Die Schläfenadern pochten sichtbar, und ein Schauder überlief seine Züge, als ihn wie ein Blitz die Erkenntnis traf: Nicht die Bestie aus dem Ozean hat den Eingeborenen getötet, ein Mensch war es, einer, dessen Name, in Kupferplatten graviert, in den Ruderhäusern vieler Frachter zu lesen ist, einer, dessen Name über meinen monatlichen Lohnabrechnungen steht!

Als Smith sich umdrehte, war der andere schon gegangen. Noch einmal wandte er sich der Reling zu; seine Fäuste ballten sich. Die Küstenlinie schien ihm jetzt näher, alles schien deutlicher umrissen, als hätte ihn die Einsicht auch scharfsichtiger gemacht. Er erkannte das Schattenspiel der schlanken, sich wiegenden Palmen am Korallenstrand, er nahm winzige Gestalten wahr, die zwischen den strohgedeckten Grashütten hin und her liefen.

„Armer Teufel", sagte er sich. „Wollte nach Haus, nichts weiter. Nur nach Haus."

Zornerfüllt hob Smith den Blick. Die Sonne war hinter den grünen Dschungel und die violetten Felsengruppen gesunken, aber den Himmel überzog noch rote Glut — rot, nicht purpurn wie das Menschenblut in der blauen See.

(*Aus dem Englischen übertragen von Karl Schodder*)

Winterabend in Mecklenburg

Winter

Ich gehe ans Fenster, blicke stumm hinaus,
wie hat sich über Nacht das Bild verändert,
das Weingerank an meinem stillen Haus
ist wie mit Silberlitze weiß berändert.

Das Drahtgeflecht, das meinen Garten säumt,
mit zartem Flitterwerk ist es umsponnen,
mein alter Apfelbaum steht da und träumt,
als hätte über Nacht der Lenz begonnen.

Die Birken sind so seltsam anzusehn
mit ihren langen, weißen Flatterbärten –
und wie sie sinnend beieinanderstehn,
ein stiller Kreis von würdigen Gelehrten.

Hat je der Lenz das Land so schön geschmückt,
wie dies in einer Winternacht geschah?
Kein Frühlingstag hat reicher mich beglückt
als dieses Wunder, das nun plötzlich da!

AUGUST HILD

Bonaventure des Périers

Der große und der kleine Hund

Eine galante französische Geschichte aus der Renaissance

ILLUSTRATIONEN: WERNER KLEMKE

Einst wohnte in Orleans eine Frau, die war hübsch und ehrbar, aber sie führte eine spitze Zunge. Sie war mit einem Tuchhändler verheiratet. Seit längerer Zeit bemühte sich ein Scholar namens Clairet um ihre Gunst und um ihre Liebe. Er war ein schöner, stattlicher junger Mann, der gar anmutig zu tanzen verstand.

Damals fanden sich in dieser Stadt Tänzer aus Orleans, Flötenspieler aus Poitiers, schmucke Burschen aus Avignon und Studenten aus Toulouse zusammen. Die Frau des Tuchhändlers, mitleidig und mitfühlend wie sie nun einmal war, erhörte schließlich Clairet und schenkte ihm ihre Zuneigung. Sie gewährte ihm die Erfüllung seiner Liebeswünsche, die er ungestört genoß. Durch Briefe, Botschaften und Bemerkungen ließ sie ihn stets wissen, wann eine Zusammenkunft möglich war. Meist bediente sie sich auch nur kleiner verabredeter Zeichen, von denen sie bald das eine, bald das andere gebrauchten Eines davon war das folgende: Wenn Clairet abends gegen zehn Uhr an die Tür seiner Geliebten kam, bellte er wie ein kleiner Hund. Das Dienstmädchen wußte Bescheid, öffnete ihm im Finstern die Tür und ließ ihn herein, ohne daß dabei auch nur ein einziges Wort gesprochen wurde.

. . . bellte er wie ein kleiner Hund

Sie gewährte ihm die Erfüllung seiner Liebeswünsche . . .

Ganz in der Nähe der jungen Frau wohnte aber noch ein anderer Scholar, der ebenfalls äußerst verliebt in sie war und gern Clairets Freuden geteilt hätte. Doch das Glück war ihm nicht hold. Vielleicht gefiel er der jungen Frau nicht, vielleicht verstand er es auch nicht, geschickt genug zu Werke zu gehen. Vielleicht aber, und das möchte man am ehesten glauben, lag es daran, daß sich die Frauen, die ein wenig schlau sind, nicht gern mit ihrem Nachbar einlassen, aus Angst, das Verhältnis könnte leicht bekannt werden.

Was tat nun dieser abgewiesene Scholar? Er hatte genau beobachtet, daß Clairet im Hause seiner Angebeteten aus und ein ging. Auch hatte er herausbekommen, daß dieser an der Tür wie ein Hund kläffte und daraufhin eingelassen wurde. Als nun eines Tages der Ehemann außer Hause war, spionierte der Scholar so lange herum, bis er genau wußte, zu welcher Stunde Clairet zu seiner Geliebten kommen sollte. Er meinte, es wäre für ihn keine besondere Schwierigkeit, das Bellen eines Hündchens so nachzuahmen wie Clairet; er brauchte also nur zu bellen, um seiner ersehnten Beute sicher zu sein.

So machte er sich bereits vor zehn Uhr auf den Weg zu der Frau des Tuchhändlers und bellte vor der

Er hatte genau beobachtet . . .

Haustür, so gut er konnte, sein Wauwau. Zu seiner größten Freude wurde er sofort von dem Dienstmädchen eingelassen. Da er sich in diesem Haus recht gut auskannte, fand er trotz der Dunkelheit bald das richtige Zimmer, wo er sich sogleich zu der jungen Frau ins Bett legte; die freilich glaubte, Clairet wäre gekommen. Ihr könnt gewiß sein, daß es unser Scholar sehr eilig hatte und keine Zeit verlor. Während er nun sein Spiel mit der hübschen jungen Frau trieb, stellte sich auch Clairet ein, wie es seine Gewohnheit war, und bellte vor der Tür ebenfalls sein Wauwau. Aber es wurde ihm nicht aufgetan, obgleich die Frau das Bellen gehört hatte. Sie dachte doch nicht im mindesten daran, daß es Clairet sein könnte. Dieser aber kläffte wieder und immer wieder, bis der jungen Frau schließlich die

Während er nun sein Spiel mit der hübschen jungen Frau trieb . . .

. . . antwortete ihm der Scholar mit einem wütenden Gebell

ganze Geschichte irgendwie verdächtig wurde, und das auch deshalb, weil sich ihr Bettgeselle etwas anders verhielt und andere Gewohnheiten zeigte als Clairet. Darum wollte sie aufstehen und das Dienstmädchen rufen, damit es nachschaue, wer draußen vor der Tür stehe. Als das der Scholar gewahr wurde, der diese freie Nacht, die ihm solche Freuden brachte, gern für sich ganz allein haben wollte, stand er sofort auf und stellte sich ans Fenster. Sowie nun Clairet noch einmal sein klägliches Wauwau bellte, antwortete ihm der Scholar mit einem wütenden Gebell, wie es im Dorf die Jagdhunde ausstoßen: „Wuh! Wuh!“

Damit ging er fort . . .

Als Clairet diese Stimme vernahm, schimpfte er: „Aha, zum Teufel, das ist also der Grund, weshalb ich noch draußen stehen muß! Der große Hund verjagt den kleinen. So lebt denn wohl! Guten Abend, gute Nacht!“ Damit ging er fort.

Der andere Scholar aber legte sich wieder ins Bett und beruhigte die junge Frau, so gut er es nur konnte. Diese fügte sich geduldig und nicht ungern in ihr Geschick. Und seitdem war ein Weg gefunden, daß sich der kleine Hund mit dem großen verständigte, wenn es zur Jagd ging: sie teilten das Revier wie gute Freunde und Gesellen.

(Vorabdruck aus „Neue Belustigungen und fröhliche Plaudereien“, Verlag Rütten & Loening, Berlin)

Der Jüngste war

Eine Kriminalgeschichte von Günt

Alle in der Schlosserei nannten ihn „Krümel". Weil er so klein und der Jüngste im Betrieb war, weil er ein freundlicher, fixer Junge war und weil ihn alle gern mochten.

Doch mehr, als daß er hilfsbereit, fleißig und ohne Halbstarkenallüren war, wußten die Kollegen auch nicht von ihm. Was er nach Feierabend trieb, wer seine Freunde waren, was er für ein Zuhause hatte, interessierte wohl niemand so recht.

★

In der Straße, in der er wohnte, gab es eine Clique, ein Dutzend Siebzehn- bis Neunzehnjährige, die sich abends mit Kofferradios und Mädchen in den Hausflurecken herumdrückten. Krümel stand auch immer dabei, aber er gehörte nicht zu ihnen. Sie nahmen ihn nicht für voll, und wenn sie ihn manchmal bei seinem Spitznamen riefen, klang es höhnisch und überheblich. Die Mädchen nahmen überhaupt keine Notiz von ihm. Trotzdem kam er immer wieder, weil es wenigstens so aussah, als gehöre er zur Straßenclique. Einmal kam er dazu, als sich Macke und Bomme darüber unterhielten, wie man zu einem Spezialdietrich kommen könnte, mit dem sich Sicherheitsschlösser öffnen ließen.

Macke sagte: „Inne Be-Zett drüben ha ick jestern jelesen, daß die Einbrecherbande, die die Kioske in Charlottenburg jeknackt hat, mit Dietriche jearbeitet hat, die ooch Zeiss-Ikonschlösser aufkriegten. Son Ding müßten wa haben..."

Krümel wußte, wie solch ein Dietrich beschaffen war und traute sich auch zu, einen herzustellen. In den nächsten Tagen blieb er abends eine halbe Stunde länger in der Werkstatt und feilte den Dietrich. Einmal ertappte ihn ein älterer Kollege dabei, sagte aber ahnungslos: „Na, Krümel, haste deinen Hausschlüssel verloren?" Krümel nickte nur und brummte: „Na ja, meine Mutter brauch et ja nicht zu wissen." Da gab ihm der Kollege ein paar Ratschläge, wie er den Dietrich biegen müsse, damit er für Sicherheitsschlösser paßt.

Am nächsten Abend fand sich Krümel wieder bei der Clique ein. Bomme sah ihn erstaunt an, als er ihn gewichtig beiseite winkte. Ganz lässig sagte er dann: „Hier, Bomme, habt ihr euren Spezialdietrich!" — Ungläubig betrachtete der Ältere das zurechtgefeilte Stück Stahldraht im Schein der nächsten Laterne. „Mann, wo hasten det Ding her?"

Krümel zuckte nur kurz mit den Schultern. „Ha ick inne Bude jefeilt. Wenn ihr mir eher wat jesagt hättet, hätt ick euch det Ding schon längst jemacht." — „Mensch, Krümel, du bist ja ne Schau", sagte Bomme nur und steckte den Dietrich ein, aber Krümel hatte er damit höchste Anerkennung gezollt.

★

Der Leiter des Dezernates Volkseigentum der Volkspolizeiinspektion Weißensee stand vor der großen Stadtkarte und steckte ein neues Fähnchen an die Stelle, wo der „Weiße See" blau eingezeichnet ist. „Das war der neunte Einbruch dieser Art!" sagte er kopfschüttelnd. „Wieder ein Kiosk, und wieder mit Nachschlüssel geöffnet. Ohne Gewaltanwendung. Genau wie bei den acht vorangegangenen Fällen."

VP-Meister Pohl war eben dabei, das Protokollformular in die Schreibmaschine einzuspannen. Er fragte: „Wurden wieder ähnliche Sachen gestohlen, Genosse Oberleutnant?"

Der Oberleutnant sah flüchtig auf den Tatortbefundsbericht: „Natürlich, Spirituosen, Zigaretten und Bockwürste. Die Bockwürste wurden wieder gleich am Tatort verzehrt, die Pellen lagen in der ganzen Gegend verstreut."

Pohl begann zu tippen. „Waren es mehrere Täter?" fragte er dazwischen. „Wieder zwei, nach den hinterlassenen Fußspuren zu urteilen."

Oberleutnant Kelm begann im Zimmer auf und ab zu marschieren, dann blieb er vor dem Schreibmaschinentisch stehen und sagte mehr zu sich selbst: „Aber die weiteren Nachtschichten werden wir ihnen versalzen. Ab heute abend werden wir Sonderstreifen mit Hundeführern einsetzen." Er ging ans Telefon, wählte eine Nummer und meldete sich: „Hier Kelm! Genosse Berndt, machen Sie mir doch gleich mal eine Aufstellung aller Konsum- und HO-Kioske unseres Bezirks."

★

Krümel war bitter enttäuscht. Bomme hatte über den Dietrich kein Wort mehr verloren. Da Bomme offensichtlich auch den anderen nichts erzählt hatte, war Krümel auch in der Achtung der Clique um keinen Deut gestiegen. Sie behandelten ihn nach wie vor mit der alten Geringschätzung.

Krümel glaubte aber, ein Recht erworben zu haben, in die Geheimnisse der Clique eingeweiht zu werden. An diesem Abend faßte er sich ein Herz, ging nicht wie sonst immer um neun Uhr nach Hause, sondern wartete, bis sich Bomme und Macke von der Clique verabschiedeten. Unauffällig ging er ihnen nach und stellte sie an der nächsten Ecke zur Rede. „Hört mal, so könnt ihr mich ja nicht abspeisen. Entweder ihr erzählt jetzt, wozu ihr den Dietrich haben wolltet, oder ihr gebt ihn mir..." Macke ließ ihn nicht erst ausreden. Er drückte ihm einfach die flache Hand ins Gesicht und sagte: „Schnauze, Kleener." Doch da packte Bomme seine Hand: „Laß ihn, er hat doch den Dietrich geliefert." Dann wandte er sich an Krümel: „Wenn de wissen willst, wozu wir det Ding haben wollten, kommste mit, wenn de'n Herz hast, Krümel."

Krümel wäre an diesem Abend, um den beiden zu imponieren, in die Hölle mitmarschiert. „Okay,

Siebzehn...

Prodöhl • Illustrationen: Karl Fischer

ick bin mit von der Partie", sagte er mit aller ihm zur Verfügung stehenden Lässigkeit.

Bomme gab Anweisungen: „Also, wir trennen uns jetzt und fahren einzeln mit de Straßenbahn nach Weißensee. Um elfe treffen wa uns Buschallee, Ecke Klement-Gottwald." Wie er es mal in einem Spionagefilm gesehen hatte, hob er nun den linken Arm, sah auf seine Uhr und kommandierte: „Uhrenvergleich. Jetzt isset 22 Uhr zehn..."

★

Erst stiegen sie über einen Drahtzaun, dann robbten sie auf Bommes Befehl über einen Kinderspielplatz und krochen schließlich noch durch dichtes Gebüsch, an dem sich Macke die Hose zerriß. Wütend fluchte er: „Wozu überhaupt der janze Mist. Wir hätten doch och übern Hauptweg jehen können. Da is doch jetzt keene Sterbensseele..." — „Halt's Maul, willste die Polente in de Arme rennen, dann jeh doch übern Hauptweg", knurrte Bomme.

Krümel hielt sich dicht hinter den beiden und war bemüht, jede ihrer Bewegungen gewissenhaft nachzuahmen. Doch je tiefer sie in den Park eindrangen, desto beklommener wurde ihm ums Herz. Als ihm ein Zweig ins Gesicht fuhr und er sich über die Stirn wischte, war seine Hand feucht von Schweiß. Er wagte aber nicht, umzukehren.

Bomme richtete sich auf und lauschte. Dann trat er aus dem Gebüsch heraus. Macke und Krümel folgten ihm auf Zehenspitzen. Der Kiosk lag kaum zehn Meter entfernt.

Erst versuchte Bomme, die Tür aufzuschließen, dann probierte es Macke. Plötzlich knackte es. Der

Dietrich war abgebrochen. Bomme stieß ihm mit der Faust ins Kreuz. „Vollidiot, nächstes Mal nimmste gleich ne Brechstange." Krümel atmete auf. Jetzt müssen sie ja auf den Einbruch verzichten, hoffte er, doch Bomme winkte ihn heran. „Los, komm huckepack. Da oben ist son kleenes Abzugfenster. Hier issen Hammer. Schlag det ein und mach die Scherben raus." Mit zitternden Händen schlug Krümel zu. Er fand innen den Riegel und öffnete das Fenster. Bomme schob ihn von unten in die schmale Fensteröffnung hinein, flüsterte: „Nimm allet, wat du greifen kannst, und reichet raus." Krümel ertastete ein paar Flaschenhälse. Er griff sie mit beiden Händen und ließ sich dann zurückziehen. „Ist det allet?" schimpfte Bomme und versuchte in der Dunkelheit, die Etiketts zu entziffern. „Mokkalikör, och noch det Gesöff." —

Macke kam plötzlich mit einem armlangen Ast, den er irgendwo gefunden hatte. Aus der Hosentasche fingerte er ein Stück Strippe und ein Taschenmesser. Er klappte es auf und band es an das untere Ende des Astes. Dann kletterte er Bomme auf die Schultern und ließ sich von ihm durch die Fensteröffnung drücken. Innerhalb weniger Minuten zog er mit der improvisierten Lanze eine Menge Zigaretten, Fruchtkeks und Bockwürste heraus.

Den größten Teil der Beute verstaute Bomme in einem mitgebrachten Leinensack, nur die Bockwürste, eine Schachtel Zigaretten und eine Flasche Schnaps ließ er draußen, um anschließend im Gebüsch in aller Seelenruhe ein Picknick zu veranstalten. Mit zitternder Stimme fragte Krümel: „Wollen wir denn nicht lieber machen, daß wir nach Hause kommen?"

Macke tippte nur kurz mit dem Finger an die Stirn. „Soll uns die Streife gleich an der nächsten Ecke schnappen? Mit dem Sack isset jetzt viel zu auffällig. Wir fahren früh, wenn die Bahn gerammelt voll ist."

Aber ich muß nach Hause, meine Mutter ängstigt sich... wollte Krümel ihm antworten, doch er wagte nur ein zaghaftes: „Aber was machen wir denn so lange hier?" Bomme hatte gerade aus der Schnapsflasche einen tiefen Zug genommen. Prustend sagte er darauf: „Na, wir schlafen hier. Hier sind wir doch sicher wie in Abrahams Schoß!" Und tatsächlich: keine fünf Minuten darauf schnarchten Macke und Bomme so friedlich vor sich hin, als hätten sie das ruhigste Gewissen der Welt.

Jede Sekunde wurde Krümel zur Ewigkeit, jedes Geräusch jagte ihm neue Schauer über den Rücken. Die Angst hielt ihn so gefangen, daß ihm nicht einmal der Gedanke kam, einfach aufzustehen und zu gehen. Er wußte nicht, wieviel Zeit vergangen war, als er, von Kälte und Müdigkeit und Angst übermannt, einschlief.

★

Um drei Uhr morgens kam die Streife durch den Park. Noch ehe sie den aufgebrochenen Kiosk entdeckte, hatte der Fährtenhund schon die Einbrecher verbellt. Es war die merkwürdigste Festnahme, die den Volkspolizisten bisher gelungen war. Sie mußten die Verbrecher erst aus tiefem Schlaf rütteln, um ihnen die Handschellen anlegen zu können. Selbst der sonst so scharfe Fährtenhund knurrte nur mißmutig, weil er der Sache wohl nicht richtig traute und alles für eine nächtliche Übung hielt.

Auf Macke und Bomme wirkte die Festnahme so überwältigend, daß sie alle vorbereiteten Lügen vergaßen und schon in der ersten Vernehmung vor Oberleutnant Kelm und Staatsanwalt Mertens ein rückhaltloses Geständnis ablegten.

Der Fall endete undramatisch, völlig anders als in den Kriminalromanen und -filmen. Aber die Tätigkeit unserer Kriminalpolizei hat überhaupt wenig Ähnlichkeit mit der Arbeitsweise der Kriminalisten in Kriminalromanen. Dort endet ihre Arbeit mit der Festnahme und Entlarvung des Täters. Nicht so bei uns. *Fortsetzung auf Seite 61*

Heinz Nowag

BERLIN – ZWEI UHR NACHTS

Für Untermieter ist Berlin das Paradies. Nur in dieser Stadt gibt es den idealen Typ der Zimmerwirtin. Das liegt an der Berliner Luft, an der Großzügigkeit der Berliner, an ihrem Sinn für Humor und am Mitgefühl für die tragische Unterlegenheit des möblierten Herrn. Der Berliner Zimmerwirtin können Sie auch mal die Strümpfe zum Stopfen bringen — vorausgesetzt, daß Sie ihr sympathisch sind. Unsympathische Strümpfe stopft sie nicht. Mit der Berliner Zimmerwirtin können Sie Pferde stehlen — nur sind diese Tiere dort sehr selten. Aber wenn Sie mal ein Herzeleidchen haben, Liebeskummer oder Geldweh — gehen Sie zu Ihrer Wirtin — schütten Sie Ihr Herz aus! Sie weiß Rat, sie ist eine erfahrene Frau, sie ist eine pfiffige Frau, sie hilft, wo sie helfen kann.

In Berlin wohnte ich am Teltowkanal bei einer Frau Hammelmann. Ihr Mann war Musiker, ihre Tochter ein Bild von einem Mädchen — aber leider verlobt. Frau Hammelmann war Mitte vierzig, hatte ihre Haare aufgeblondet und schwärmte überhaupt für ein gepflegtes Make-up. Ihre Wohnung hielt sie pieksauber, sie kochte schnell und unauffällig — welch seltene Eigenschaft bei einer Frau! Ich durfte an den Herd wann ich wollte — wo kann man dies außer in Berlin!

Es hätte nicht viel gefehlt und ich hätte zu Frau Hammelmann Du gesagt. Sicherlich hätte ihr Mann nichts dagegen gehabt — aber man kann doch nie wissen. Wir blieben also lieber beim Sie und kamen glänzend miteinander aus. Ich war damals sehr solide, weil knapp bei Kasse. Um zehn Uhr lag ich meist schon in der Koje, wurde um sechs Uhr dreißig geweckt, bekam um sieben Uhr meinen Kaffee mit zwei Brötchen und Marmelade, ging zur Hochschule,

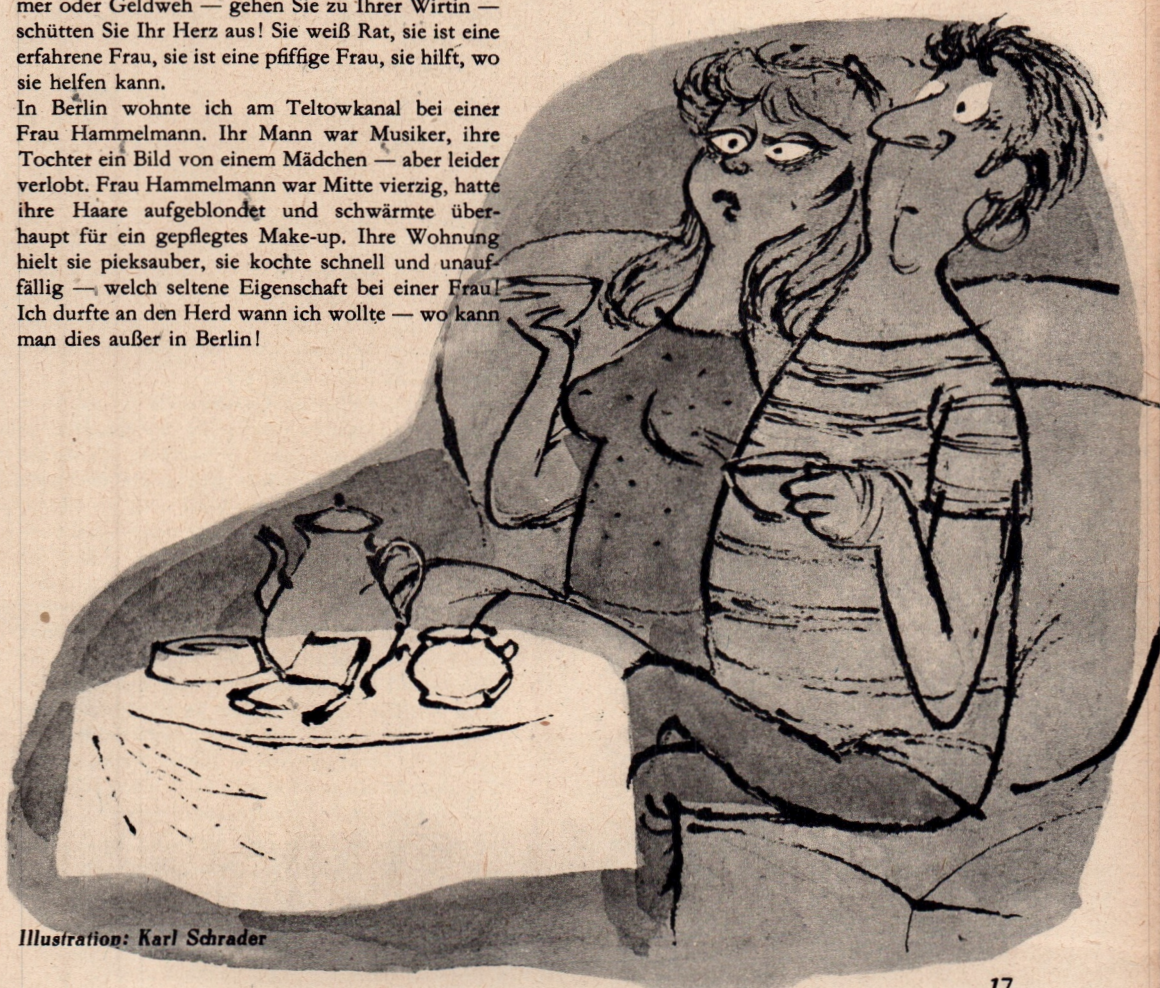


Illustration: Karl Schrader

Zeichnung: Karl Schrader

kam abends wieder, kochte meinen Tee, las ein Buch, lag um zehn Uhr wieder in der Koje, wurde am nächsten Morgen um sechs Uhr dreißig geweckt, bekam meinen Kaffee mit zwei Brötchen und Marmelade ...

Bis ich dann eines Tages zur Faschingszeit einen Ball besuchte. In der höchst originellen Bekleidung eines Seemannes, mit quergestreiftem Hemd und roter Baskenmütze. Ich muß so originell ausgesehen haben, daß ich zu meiner Überraschung erhebliche Chancen bei der Frauenwelt feststellte. Dabei war ich seit drei Tagen unrasiert. Das hatte ich mir zur Steigerung meines Kostüms ausgedacht.

Es dauerte auch nicht lange, da konnte ich mir einen allerliebsten Käfer aus dem Trubel fangen, mit schwarzen Haaren, braunen Augen und starkfärbenden Lippen. Die Lippenstifte waren damals noch nicht so weit entwickelt wie heute, wo der Handel sie schamlos als kußecht bezeichnet. In diesen Käfer verliebte ich mich restlos, und wir konnten uns um zwei Uhr nachts durchaus nicht trennen, sondern beschlossen, bei mir zu Hause einen starken Mokka zu brauen. Denn wir hatten beide einen schönen Schwips. „Honi soit qui mal y pense!" Das Mädchen war zu klug, als daß sie sich vor mir zu fürchten brauchte.

Wir zogen also die Schuhe aus. Ich drehte den Schlüssel so leise wie möglich. Wir huschten in mein Zimmer. Sie setzte sich auf meine Couch. Ich huschte in die Küche, setzte Wasser auf den Gasherd, nahm die Kanne und zwei Tassen aus dem Schrank — alles lautlos. Es kann höchstens hin und wieder leicht geknackt haben. Wo der gemahlene Kaffee war, wußte ich — er war schon zum Frühstück gemahlen, mußte aber nun als Mitternachtskaffee dienen. Ich brachte alles wohlbehalten ins Zimmer. Wir saßen vor dem kleinen Teetisch und schlürften den Mokka.

War nicht im Flur ein Geräusch? Wir fuhren zusammen und starrten auf den Türdrücker. Der bewegte sich leise nach unten. — Nun kommt's, dachte ich, jetzt ist die Freundschaft mit Frau Hammelmann aus, und die schöne saubere Bude muß per Ultimo geräumt werden. Die Tür öffnete sich — und blieb einen Spalt offen, dann schob sich eine Hand durch diesen Spalt. — Es war eine Hand mit einem Teller, auf dem zwei Stück Königskuchen lagen. Königskuchen hatte Frau Hammelmann immer auf Vorrat in einer Blechbüchse, und es war in der Tat die blasse Hand von Frau Hammelmann und der Ärmel ihres Schlafanzuges, der dort zwischen dem Türspalt verharrte. Fast wie beim „Nebukadnezar in Babylon". Zunächst erstarrte uns der Kaffee auf der Zunge, dann sauste ich zur Tür, nahm den Teller ab, worauf sich die Tür wieder lautlos schloß.

So geschehen in Berlin-Lankwitz am Ufer des Teltow-Kanals im Jahre 1932. Das ist Berlin!

(Entnommen dem Büchlein „Wohnen Sie auch möbliert?", das im Diogenes-Verlag, Zürich, erschienen ist.)

Eine Kurzgeschichte von Jerome Weidman

Er war ein kleiner Mann mit einem struppigen Bart und einem Spitzbauch, der zu seiner sonstigen Magerkeit nicht paßte. Zu jeder Jahreszeit trug er eine ausgebeulte Mütze und ein schäbiges Lederjackett. Meist sah er leicht beleidigt aus, war gewöhnlich still, bis ihn unversehens eine hemmungslose Geschwätzigkeit überkam. In einer Welt der Lastwagen und Autos fuhr er ein gewöhnliches Fuhrwerk, das von einem großen müden Pferd gezogen wurde. Obwohl seine Seltersflaschen ordentlich im Kasten standen, zog er es vor, die Flaschen ohne Kasten zu liefern; je fünf in einer Hand mußte er die Türen mit Füßen und Schultern aufstoßen. Seine Dienstleistungen waren ziemlich unregelmäßig. Wenn du auf seiner Liste an der Reihe warst, bekamst du die Flaschen, ob du sie gebrauchen konntest oder nicht. Er war schon an Sonn- und Feiertagen gekommen, in Gesellschaften hineingeplatzt, und einmal, als ein gewaltiger Schneesturm den Verkehr so gut wie lahmgelegt hatte, war er gegen Mitternacht erschienen, klingelte und trat ein, ohne ein Wort der Erklärung oder Entschuldigung.

„Hören Sie, Mr. Yawner", sagte ich ärgerlich. „Das geht aber nicht! Sie können nicht zu nachtschlafender Zeit an der Haustür klingeln."

„Das kann ich nicht?" fragte er, seine Augen vor Erstaunen aufgerissen. Er fragte in einem Tonfall, der mich hätte warnen müssen.

Ich wußte ja aus Erfahrung, daß jeder Hinweis nutzlos war. Aber, wenn man nach Mitternacht aus dem Schlaf, den man dringend nötig hat, jäh aufgescheucht wird, um einen alten Mann hereinzulassen, der Seltersflaschen bringt, die man in Anbetracht der Witterung gar nicht nötig hat, dann vergißt man alle Dinge, die einen die Erfahrung hätte lehren sollen.

„Ich meine", sagte ich ärgerlich, „daß Sie endlich lernen müssen."

„Ich muß lernen?"

Seine Augen blitzten.

Ich merkte, daß der Zeitpunkt, Herrn Yawner eine Standpauke über sein chaotisches Liefersystem zu halten, schlecht gewählt war. Fahr hin, mein schöner Schlaf!

„Damit will ich natürlich nicht sagen", versuchte ich hastig einzulenken.

Aber es war schon zu spät.

„In Amerika", sagte Herr Yawner und wiegte seinen Kopf hin und her wie ein geduldiger Lehrer, der seinem begriffsstutzigen Schüler etwas zu erklären versucht, „in Amerika gibt es keinen, der lernt. Und warum nicht? Weil in Amerika jeder alles besser weiß. Wenn mir im alten Europa, wo ich geboren bin, mein Vater sagte: Spiel nicht mit dem Messer, sonst schneidest du dich, mußte ich auf ihn hören, wenn ich mir nicht weh tun wollte. Und wenn er sagte: Zieh dir den Mantel an, sonst erkältest du dich — was geschah dann, wenn ich nicht auf ihn hörte? Ich holte mir den Schnupfen. — Aber in Amerika!"

Er zuckte mit den Schultern und zog die Mundwinkel verächtlich herab.

„Versuchen Sie, Kinder in Amerika etwas zu lehren", sagte er und fuhr fort: „Sehen Sie, ich habe zwei Töchter. Beide sind Schönheiten. Um meine Töchter würde mich jeder Gouverneur be-

neiden. Meine älteste heißt Jetty, sie arbeitet schon zehn Jahre, sie ging in die Handelsschule, war fleißig und bringt regelmäßig Geld nach Hause. Abends ißt sie, hilft ihrer Mutter, liest, hört Radio und geht früh schlafen. In Europa würde ein Mädchen wie meine Jetty, die kochen, backen und nähen kann, außerdem sparsam zu wirtschaften versteht, nicht einen Mann finden, sondern Dutzende von Männern. Was sage ich, Dutzende? Hunderte! Aber in Amerika?

Dann habe ich noch meine Jüngste, Jenny heißt sie. Aussehen tut sie wie eine Puppe, aber faul ist sie — faul — das gibt es nicht noch einmal. Die Schule hat sie nicht bis zu Ende besucht, das viele Lernen erschöpfte sie. Schön, sage ich, — wenn keine Schule, dann keine Schule. Aber sie sucht sich keine Stelle wie meine Jetty, sie nicht. Meine Jenny liegt den ganzen Tag im Bett, liest Magazine und raucht

Zigaretten. Aber nachts wird sie munter, da treibt sie sich in den Lokalen mit Jungen herum, wissen Sie, richtigen Rotzjungen. In der Früh kommt sie nach Hause, legt sich ins Bett, liest Magazine und raucht wie ein Schlot. Sie läßt sich im Bett bedienen wie eine Königstochter, man muß ihr zu essen bringen, und erst abends steht sie wieder auf.

Aber ich bin ein Vater. Ich liebe meine Töchter alle beide, die eine, die Geld nach Hause bringt, und die andere, die im Bett liegt und raucht. Und deshalb spreche ich mit ihr und rede ihr zu, den Zigaretten und den Rotzjungen den Laufpaß zu geben, sich eine vernünftige Stellung zu suchen, früh aufzustehen, früh schlafen zu gehen und kochen und nähen zu lernen. Dann wird, sage ich ihr, sicher ein

netter Bursche kommen, sehen, was für ein liebes Mädchen du bist, und dich heiraten. So spreche ich mit ihr, aber glauben Sie, sie hört auf mich? Genausogut könnte ich zur Wand sprechen.

Wenn in Europa ein Vater mit seinem Kind spricht, dann weiß das Kind, daß der Vater recht hat. Aber in Amerika?"

Er kam auf mich zu, tippte mir auf die Schulter und sprach weiter.

„In Amerika ist natürlich alles anders. Da lag meine Jenny eines Tages wieder im Bett und rauchte Kette. Plötzlich fangen die Decken Feuer, in einer Minute brennt das Bett, die Vorhänge stehen in Flammen, eins, zwei, drei ist die Feuerwehr da, Polizisten pfeifen, das ist eine Aufregung, sage ich Ihnen, eine Aufregung! Und einer der Feuerwehrmänner, ein frischer junger Bursche, klettert die Leiter herauf, nimmt Jenny in seine Arme und verläßt mit ihr das Haus. Und bevor Sie sich noch umdrehen können, haben sich beide ineinander verliebt, und zwei Wochen später sind sie verheiratet. Er ist städtischer Beamter, fest angestellt, mit regelmäßiger Gehaltszahlung."

Mr. Yawner machte eine Pause. Die Verachtung in seinen Augen hatte einer stillen Trauer Platz gemacht.

„Was glauben Sie wohl, fühlt ein Vater, wenn seine ältere Tochter sitzt und die jüngere heiratet zuerst? Glauben Sie, daß das Spaß macht? Meine Jetty versteht Geld zu verdienen, zu kochen und zu nähen, aber einen Mann bekommt sie nicht, nur meine Jüngste, die zu allem, außer zum Rumtreiben, zu müde war, findet einen netten Mann mit einem festen Einkommen."

Er griff nach seinem Kasten mit den leeren Flaschen, stieß die Tür mit seinem Fuß auf und hielt sie einen Moment mit seinen Schultern fest, während er sich von mir verabschiedete.

„Das ist Ihr Amerika", sagte er mit einer leisen Andeutung von Hohn in seiner Stimme, „das ist das Land, wo ich, ausgerechnet ich, etwas lernen soll." Dann schlug er die Tür zu mit einen Krach, der die mitternächtliche Stille des Hauses erschütterte.

(*Aus dem Englischen von Berta Waterstradt*)

Illustrationen: Renate Israel

Sind Sie ein

Als ich begann, diese Umfrage zu schreiben, bemerkte mein am gegenüberliegenden Schreibtisch sitzender Kollege träumerisch: „Ach ja, ich habe als Student auch mal Theater gespielt. Und es erschien sogar eine sehr gute Rezension über mich." Ich erwiderte jedoch hierauf kühl etwas von einer „gütigen Fügung, die den Bühnen der DDR den guten Ruf bewahrt habe". Daraufhin konnte ich weiterschreiben, ohne wieder von ihm gestört zu werden. Schließlich hatte ich ein schwieriges Thema zu bearbeiten. Unentdeckte Talente, verborgene Genies, wer wollte bezweifeln, daß es sie gäbe. Zu allen Zeiten überraschten Zeitgenossen, die bis dato als Veilchen im Verborgenen geblüht hatten, ihre Umwelt durch unwahrscheinliche Leistungen. Mindestens ebenso viele aber blühten verborgen weiter und verblühten schließlich. „Latente Talente" gibt es in genügender Menge. Zum Beispiel Frau *Helga L.*, 22, Sachbearbeiterin, Berlin: „Talent hätte ich schon, aber keine Traute. Auf Tonband singe ich gern ein Lied, und dann sind meine Bekannten begeistert. Aber vor fremden Menschen? Ich würde vor Angst und Lampenfieber in den Boden sinken oder müßte mir Mut antrinken." Frau L. hat also, wie so häufig, Angst vor der eigenen Courage. Aber trösten Sie sich, Lampenfieber hat auch der beste Schauspieler. Nur mit dem Mutantrinken ist das riskant; denn außer einigen guten Theateranekdoten haben betrunkene Schauspieler dem Publikum meist nicht viel geboten.

Bei Herrn *Robert R.*, 27, Bauführer, Berlin, war das Tagebuch, dem er den ersten Kuß und die erste Liebe anvertraute, offenbar der Katalysator, der das latente Talent aktivierte. Er sagte: „Mit sechzehn Jahren war ich verliebt und fing an, Verse zu dichten. Heute lache ich darüber, aber schreiben tue ich immer noch. Der Schriftsteller Paul Wiens ermutigte mich dabei. Zum Preisausschreiben der ‚Tribüne' anläßlich des 10. Jahrestages der DDR sandte ich ein Manuskript ein und bekam einen Preis von vierhundert Mark." Vielleicht gewinnt „Das Magazin" in Herrn R. einen neuen Autor, und vielleicht verliert (was sehr betrüblich wäre) die Klempnerinnung eines Tages einen wackeren Mann, nämlich den Rohrleger *Klaus J.*, 22, Berlin. „Entdeckt wurde ich noch nicht, aber meinen Freunden gefallen meine Arbeiten. Ich male in meiner Freizeit leidenschaftlich gern. Da kommt manchen Monat

unentdecktes Talent?

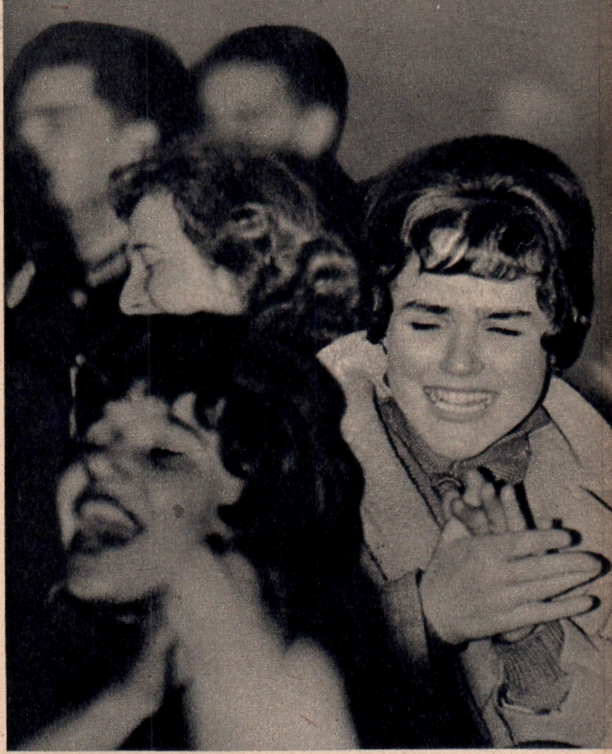
ein schöner Nebenverdienst zusammen." Vielleicht wird Herr J. eines Tages vor der Frage stehen, den Beruf zu wechseln. Dann aber mit Bedacht, Herr J.! Denn manchmal bleiben die Enttäuschungen nicht aus, wenn man einen Beruf, in dem man bereits Gutes leistet, aufgegeben hat, weil man glaubte, eine andere Arbeit besser zu beherrschen. „Ick bin für det Höhere jeboren, an meine Wieje stand Apoll ..." So persiflierte einst Cläre Waldoff den Drang der Menschen zum „Höheren". Aber am höchsten steht man bekanntlich da, wo man am meisten leistet, und ein guter Rohrleger ist dreimal mehr wert als ein schlechter Maler und umgekehrt. Bevor man also Apoll oder anderen Göttern und Musen blindlings hinterherläuft, befrage man lieber erst den Fachmann.

Am einfachsten haben es Menschen, die ein klar erkennbares Talent besitzen und es gleich ausbilden, wie *Doris B.*, 19, Chemielaborantenlehrling, Berlin. Sie sagte: „Durchsetzen wird sich mein Talent bestimmt. Denn bei mir liegt es auf beruflichem Gebiet. Ich interessiere mich brennend für die organische Chemie. Wie viele Heilmittel zum Beispiel fehlen uns noch und wie viele Werkstoffe! Ausbildungsmöglichkeiten gibt es doch bei uns in Hülle und Fülle." Vielleicht findet Fräulein B. eines Tages sogar ein richtiges Mittel gegen Schnupfen, auf alle Fälle aber sprach sie ein großes Wort gelassen aus: „Es gibt Ausbildungsmöglichkeiten in Hülle und Fülle." Da lagen und liegen nämlich noch viele Talente im Pfeffer. Man wird mir entgegnen, der berühmte Sänger Mario Lanza war ein Lastwagenchauffeur und wurde auch berühmt. Sicher, aber er wurde *zufällig* entdeckt. Wenden wir uns also erst einmal der Frage zu:

Wie werden Talente entdeckt?

Margarete S., 26, Außenhandelskaufmann, Berlin, meinte dazu: „Talente schlummern in jedem Menschen, man muß sie nur wecken. Möglichkeiten dafür gibt es bei uns genug, in Klubhäusern, Volkshochschulen oder Betriebsakademien."

Ich möchte an dieser Stelle als Beispiel das bekannte Gesangs- und Tanzensemble der sowjetischen Stadt Minsk erwähnen. Der Ensembleleiter hat sich seine Künstler aus den Dörfern Bjelorußlands zusammengesucht. Er ging auf Entdeckungsreise, suchte, fand und nahm talentierte junge Menschen einfach mit, sofern sie dazu bereit waren. Zweifellos gibt es in den sozialistischen Ländern mehr sichere Sprungbretter für Talente als anderswo. Man kann dies aus der amerikanischen Presse erfahren, die lange, sorgenvolle Betrachtungen über die riesige Zahl begabter sowjetischer Nachwuchswissenschaftler und -künstler anstellt. Auf meinem Schreibtisch liegt ein armselig gedrucktes Heftchen, Erscheinungsort New York. Es heißt „NEITHER BEAT, NOR SILENT", zu deutsch „Weder geschlagen noch schweigend". Es gibt in Amerika eine Bewegung unter gewissen Teilen der Jugend, „Beat" genannt. Ihre Angehörigen nennen sich „Beatniks", die Geschlagenen. Sie leben in zynischer, sinnloser Resignation dahin und haben sich eine eigene „Philosophie" geschaffen. Das kleine,



... im Kulturhaus des VEB LEW Hennigsdorf

von jungen Arbeitern herausgegebene Heft bekämpft diese „Beatniks" und ihren verderblichen Einfluß. Es führt die Jugend, besonders die Arbeiterjugend, an den echten Sinn und Inhalt des Lebens heran, weckt und fördert ihre schöpferischen Kräfte und macht das Publikum mit den literarischen Arbeiten junger werktätiger Menschen bekannt, um, wie sie sagen, „einen Hauch frischer Luft zu verbreiten, die vom Gestank der dekadenten Literatur der ‚Beatniks' und ihresgleichen verpestet ist". Sie klagen die herrschende Gesellschaft an, daß sie die Jugend mit minderwertigen und schädlichen Radio- und Fernsehprogrammen, Filmen und Comic-Strips verderbe. Zwar produziert Amerika Zeitschriften in gewaltiger Menge, dies Heftchen aber ist fast das einzige Druckwerk, in dem junge literarische Talente aus der Arbeiterklasse zu Worte kommen. Die Herausgeber bitten um Spenden, damit sie überhaupt drucken lassen können. Die Möglichkeiten sind im „Lande der unbegrenzten Möglichkeiten" für latente Talente also, wie man sieht, mehr als begrenzt.

Herr *Horst O.*, 32, Ingenieur, Karl-Marx-Stadt, hält nicht viel von der Förderung junger Talente. „Ich wurde nicht entdeckt und will es auch nicht werden. Ich habe meine Arbeit und gehe darin vollkommen auf. Die Förderung junger Talente, von der jetzt so viel die Rede ist, wird meiner Ansicht nach nur Dilettantismus fördern. Wer wirklich etwas kann, wird sich auch ohne fremde Hilfe durchsetzen."

Es erübrigt sich wohl, Gegenbeispiele anzuführen. Abgesehen davon, mal Hand aufs Herz, Herr O., so ganz ohne Förderung Ihres Talentes sind Sie doch auch nicht Ingenieur geworden. Vielleicht hätten Sie sich auch die Kapelle anhören sollen, die im Kulturhaus des *VEB Lokomotivbau-Elektrotechnische Werke „Hans Beimler", Hennigsdorf*, spielte, als wir eine Veranstaltung besuchten, in der nur junge Talente zu Worte kamen. Die jungen Leute dieses ausgezeichneten Orchesters sind alle im Betrieb entdeckt worden. Solche Veranstaltungen, um Talente zu entdecken, finden jetzt überall statt, und so sortiert sich unter viel Spreu auch eine Menge Korn heraus. Ein solches Hennigsdorfer „Korn" war zum Beispiel Herr *Kurt W.*, 18, Gasstocher, der gar wacker die Saiten der Gitarre schlug und dazu Schlager sang. Er sagte: „Bei uns zu Hause singt jeder. Vater singt, Mutter singt. Das habe ich mir eine Weile mit angehört, dann habe ich mir eine Gitarre zusammengespart. Jetzt klappt es schon ganz schön, und ich spiele oft im Jugendklubhaus."

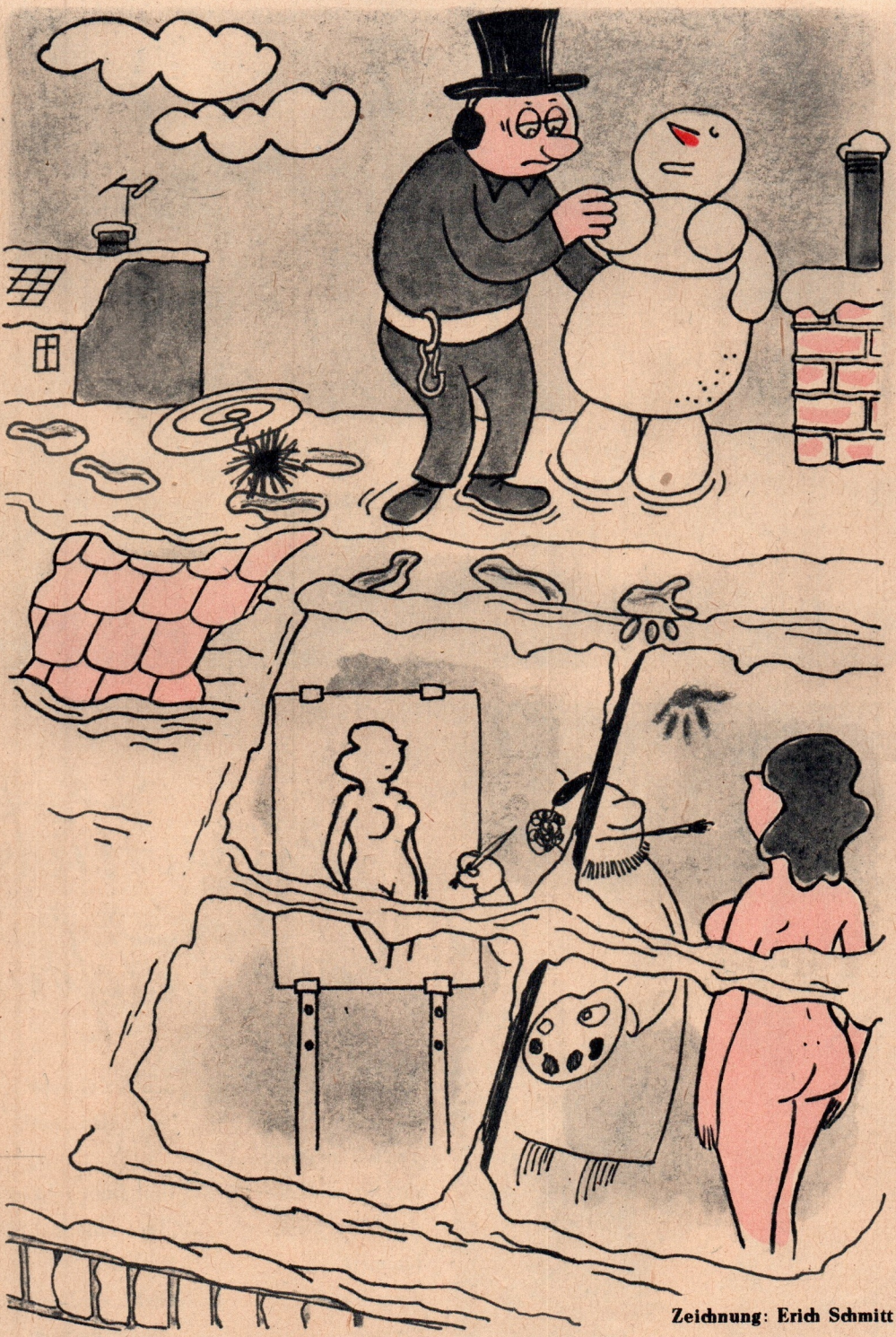
Auch *Doris B.*, 26, Sekretärin, Hohenneuendorf, versuchte sich als Schlagerinterpretin. (Schlagersänger scheint zur Zeit ein außerordentlich angestrebtes Ziel zu sein, lebte Cläre Waldoff heute noch, würde sie singen „... an meine Wieje stand Fred Frohberg ...".) Immerhin, Doris sang recht nett und erzählte nachher: „Ab Januar werde ich als Schlagersängerin ausgebildet. Das finanziert unser Jugendklubhaus."

Doch es geht nicht darum, Stars zu suchen, sondern vor allem, die Menschen zu ermutigen, ihre Talente zu zeigen. Die jungen Leute sollen hier eine Möglichkeit erhalten, sich aus Liebe und Vergnügen an der Sache künstlerisch zu betätigen und ein allseitig gebildeter Mensch zu werden. Der Bogen kann gespannt werden vom politischen Kabarett im Betrieb bis zur individuellen Betätigung — wie schön wäre es zum Beispiel, wenn mehr Menschen wieder Hausmusik machen würden. Ein junger Lackiererlehrling, *Werner Sch.*, 17, Hohenneuendorf, blies eine ganz saubere Jazztrompete. „Ich habe schon mit elf Jahren im Kirchenchor geblasen, und ich werde die Musikvolkshochschule besuchen und dann mal erst im Orchester spielen. Sehn Sie mal, ich mache das nicht, weil mich das Geld so reizt, nein, ich interessiere mich eben dafür. Und da habe ich mehr davon, als wenn ich mit dem Kofferradio auf der Straße 'rumstehe. Ich mache lieber selber Musik. Und zu Hause spiel' ich auch mal Bach, den finde ich ganz dufte." Liest man das mal ganz nüchtern, was findet man dann? Einen jungen Menschen, der die Musik, auch die ernste Musik, liebt und der etwas Besseres weiß, als sinnlos auf der Straße herumzustehen. „Ich mache lieber selber Musik." Womit ich allerdings nicht etwa sämtliche jugendlichen Kofferradioträger dazu verleiten will, den Apparat mit einer Jazztrompete zu vertauschen. Denn ein Kofferradio spielt leiser und: „Viele sind berufen, aber wenige auserwählt", sagte Herr *Mulander*, und er muß es wissen, denn er ist Direktor der Staatlichen Fachschule für Artistik. „Auf der Bühne wird Können verlangt, das aber erreicht man neben dem angeborenen Talent nur durch hartes und schweres Arbeiten. Damit will ich niemand den Mut nehmen. Wer glaubt, talentiert zu sein, versuche es ruhig, aber er vertraue sich dann einem Fachmann an. Ich könnte Bände erzählen über wirklich talentierte junge Menschen, die sich durch falsches Training um alle Chancen brachten."

An Mut fehlt es *Monika R.*, 16, Studentin an der Fachschule für Artistik, Berlin, wirklich gar nicht. „Sicher bin ich ein unentdecktes Talent, aber ich werde eines Tages mindestens auf den Brettern des Friedrichstadt-Palastes stehen. Ich hatte das Glück, daß ich mich schon frühzeitig für eine artistische Ausbildung meldete. Für Vergnügungen bleibt allerdings keine Zeit. Und einen Freund kann man sich schon gar nicht leisten. Man muß mit Herz und Seele bei seinem Talent sein. Dann lohnt es sich auch." Bravo, Fräulein R., bleiben Sie weiter so eisern.

Anita B., Stepperin, Berlin, unterstellt der DEFA mit allem Temperament ihrer 17 Jahre, daß beim Film nicht nur Kulissen geschoben werden. Sie sagte: „Sicher habe ich Talent, und hübsch bin ich

Fortsetzung auf Seite 62



Zeichnung: Erich Schmitt

Der Autodidakt

Peter Purzel:

Kleiner Flirt am Telefon

Das haben Sie sicher
schon einmal erlebt:
Telefon bimmelt, –
und wenn man
den Hörer hebt,
himmelt
einer Sie an.
Erraten:
Ein Mann,
den Sie einmal...
Na, – ist ja egal.

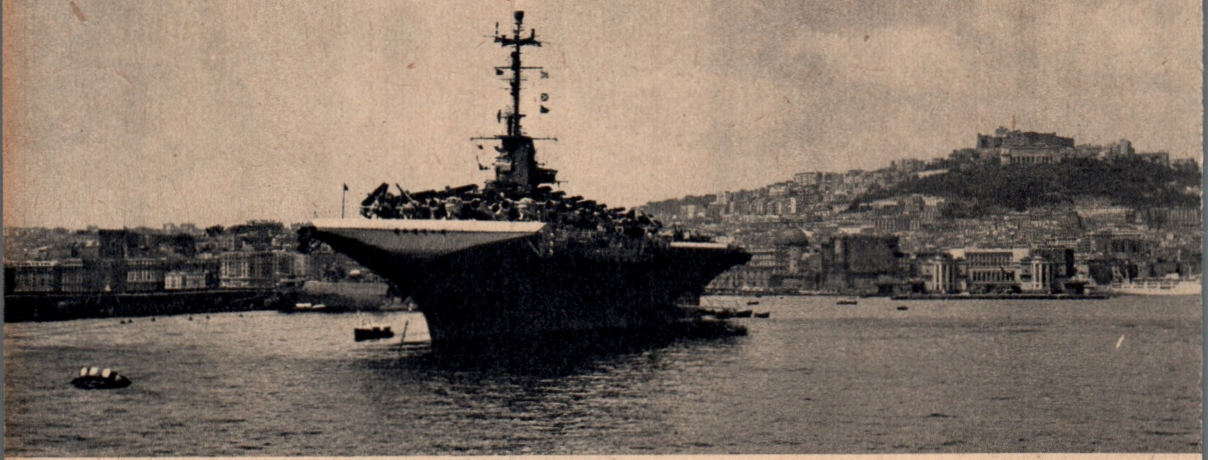
Und dann geht es los:
„Ich wollte mal bloß..."
Natürlich.
Gleich wird er figürlich
„Weißt du noch...?"
„Doch, doch..."

Das ist indessen
längst vergessen.
Dennoch:
Wenn sie
die Stimme hört,
ist ihr
seelisches Gleichgewicht
leicht gestört.
Längst ist sie
mit Erwin liiert.
Was damals passiert...
ist vorbei.
Einerlei:
Es ist schön,
mit Egon zu sprechen,
ohne mit Erwin
zu brechen.
„Bist du noch da?"
„Ja..."

Und man plaudert
viel Blech...
teils zärtlich,
teils frech...
Und sie weiß ganz genau:
Sie ist Erwins Frau
und will von Egon
nichts wissen...
Und doch will sie Egon
nicht missen.

„Hast du noch was?"
„Nein, – nur das."

NEAPEL SEHEN UND NICHT



▼ *Gäste mit Maschinenpistolen unerwünscht*

Die Neapolitaner sind ohne Zweifel Menschen mit guten Nerven. Sie ertragen nicht nur mit Gleichmut den unberechenbaren Vesuv im Rücken ihrer Stadt, sondern auch den alljährlichen Ansturm wohlausgerüsteter Touristendivisionen. Seit Johann Wolfgang von Goethe — hingerissen vom herrlichen Anblick des Golfs von Neapel — den überschwenglichen Ausruf tat: „Neapel sehen und sterben!" sind Millionen nach Neapel gereist, um es zu sehen. Zum Sterben verspürte begreiflicherweise niemand Lust.

Was aber den Touristen recht ist, kann den lebenslustigen Neapolitanern nur billig sein. Mit den vielen Besuchern haben sie sich abgefunden, außerdem bringen Touristen Geld ins Land. Der Vesuv ist zwar launisch und gefährlich, beträgt sich aber seit langer Zeit sehr anständig und verschönt immerhin ganz erheblich das Panorama der Stadt. Im übrigen kann man gegen den Vesuv beim besten Willen nichts unternehmen.

Was aber bedeutet die brodelnde Lava des Vesuvs gegen moderne Atomraketen, die in Neapel stehen, seit die italienische Regierung ihr Einverständnis gab, Neapel zum Nato-Stützpunkt zu machen? Nebenbei bemerkt ist es reichlich übertrieben zu sagen, „die italienische Regierung", denn vier Minister äußerten energisch ihr Mißfallen über jene Vulkane amerikanischer Fabrikation, die da samt Lafetten und Bedienungsmannschaften stationiert wurden.

Der italienische Außenminister Pella hatte auf einem Bankett in New York erklärt, er würde für seine Tochter lieber die Gefahr der Atombombe als eine kommunistisch beherrschte Welt wählen. Und reichlich vermessen hatte er hinzugefügt: „Der größte Teil der italienischen Eltern denkt so." Aber der Herr Außenminister hatte vielleicht doch keine

STERBEN

rechte Ahnung, wie es „da drinnen“ aussieht. Es gab jedenfalls Proteststürme, und zwar nicht nur in Italien, sondern auch in Amerika.

Auch der Chef des Befehlsstabes für das italienische Heer, General Linzzi, dachte durchaus nicht so wie Herr Pella, und einen General darf man in Waffenfragen wohl doch für kompetenter halten als einen Außenminister. General Linzzi wurde schleunigst in die Reserve abgeschoben, schrieb aber einen Brief an eine römische Zeitung und erklärte unbequemerweise, daß Raketen von 2500 km Reichweite (wie die in Italien stationierten) ausgesprochene Angriffswaffen seien. Solche Feststellungen fielen natürlich sehr schwer ins Gewicht. Außerdem, selbst wenn es sich um Abwehrraketen gehandelt hätte, wäre niemand in der Lage gewesen zu sagen, von woher denn nun eigentlich ein Angriff auf das malerische Neapel drohen sollte. Auch die Jungen aus New York, Chicago oder Oklahoma, die die Raketen pflegen und bedienen müssen, würden dreimal lieber als Ziviltouristen durch Neapel schlendern, anstatt überall ob ihrer Uniform mißtrauischen Blicken ausgesetzt zu sein. Die Neapolitaner sind nämlich auch ein aufgeweckter Menschenschlag. Und im Gegensatz zu Herrn Pella haben sie sich längst einige schwerwiegende Fragen durch den Kopf gehen lassen, die sich aus der nicht zu übersehenden Tatsache ergaben, daß da vor ihrer Nase Angriffswaffen deponiert wurden, denen noch mehr

Amerikanische Raketen rollen durch Neapel. Wer braucht sie? Vielleicht der arme Teufel von Fischer? Ihn bedrohen nur die Kosten, die die ungebetenen Gäste verursachen

Mißtrauen gebührt als dem alten braven Vesuv. Die enormen Kosten für diese ungebetenen Gäste gehen natürlich nicht zu Lasten von Herrn Pella, sondern werden von den Neapolitanern getragen, von denen ein Schlager singt „die haben keine Schuh'".
Als zum 10. Jahrestag des Atlantikpaktes blankgeputzte Atomraketen vorgeführt wurden, begegneten diese Teufelszigarren einer feindselig schweigenden Menge. Aber es war ein sehr beredtes Schweigen. „Was passiert hier", so schien jeder zu fragen, „wenn diese Raketen abgefeuert werden?" Die Antwort lag genauso nahe wie die Raketen. Ein Gegenschlag nämlich würde herniedergehen, gegen den sämtliche bisherigen Ausbrüche des Vesuvs als Kinderfeuerwerk bezeichnet werden müßten. Herr Pella war an jenem Tage nicht in Neapel. Vielleicht hätte er sonst seine Meinung geändert. Diesen Gedanken äußerte im Namen aller Italiener, die Ab-

◀ *Na ... Na ... Nato*

Vulkane mitten in der Stadt. Feindselig schweigend ließ die Menge sie passieren. Niemand sieht gerne dem Tod ins Auge ▼

rüstung und Frieden wollen, ein Bürger Neapels, Herr Professor Di Donato, in einem Brief an den Außenminister. Er fügte noch hinzu: „Es ist nicht unbedingt notwendig, daß Sie nach Neapel kommen. Begeben Sie sich zum Beispiel nach Hiroshima und Nagasaki, und sagen Sie uns nach Ihrer Rückkehr aufrichtig, ob Sie mit japanischen Eltern gesprochen haben und was sie denken. Wenn Ihnen die Regierung diese Reise nicht bezahlen will, sind wir neapolitanischen Bürger bereit, eine Sammlung zu veranstalten und sie Ihnen zu bezahlen."

Inzwischen sind die Ereignisse längst über Herrn Pella und seine Meinung hinweggerollt. Präsident Eisenhower konnte sich der großen Friedensoffensive der Sowjetunion nicht verschließen und hat — den Wünschen des größten Teils des amerikanischen Volkes und aller Völker entsprechend — sich in den Gesprächen mit Ministerpräsident Chruschtschow für Abrüstung und friedliche Regelung aller noch bestehenden Probleme ausgesprochen. Herrn Pella und seinesgleichen zum Trotz wird eines Tages aus dem Nato-Stützpunkt Neapel wieder „la bella Napoli" werden, das man sehen kann, ohne dabei ans Sterben denken zu müssen.

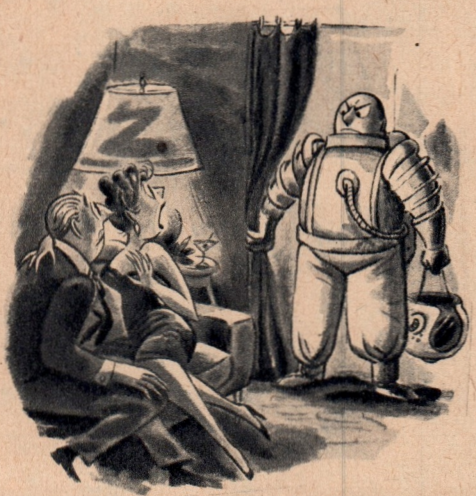
Hans Ariel

Sprengköpfe

Mit 40.000 km/h zum Mond

Die Dichter müssen umlernen. Redewendungen wie „unerreichbar wie die Sterne", sind nicht mehr opportun. Und Schlager von der Art des „Greif nicht nach den Sternen" sind inzwischen nicht nur unmodern geworden, sondern auch technisch überholt. Die Sterne müssen es sich gefallen lassen, daß der Mensch so vermessen ist, doch nach ihnen zu greifen. Der Mann im Mond kann seine Holzkiepe beiseite stellen, polytechnischen Unterricht nehmen und sich künftig damit die Zeit vertreiben, angekommene Raketen auseinanderzunehmen.

Der alte Jules Verne hat es ja schon vorher gewußt, daß es so kommen würde. Er gab bereits ein ganz konkretes Rezept dafür: man baue ein 270 Meter langes Geschützrohr senkrecht in die Erde, Kaliber: 270 Zentimeter. Dann fülle man die untersten 54 Meter des Rohrs mit Schießbaumwolle. Darauf setze man eine 10 Tonnen schwere, innen hohle Kanonenkugel, in diese hinein die Mondfahrer. Dann entzünde man die Schießbaumwolle. Dabei fliege die Kanonenkugel samt Mondfahrern mit 11,2 km/sek aus dem Geschützrohr, des weiteren zum Mond, um ihn herum und schließlich auch wieder zur Erde.

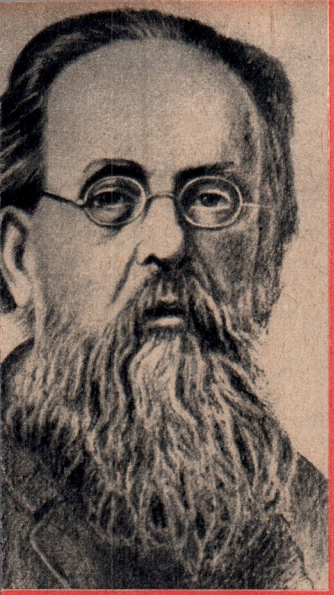


„Charles! Du hast doch gesagt, du wirst drei Jahre da draußen sein!" *(Aus „New Yorker")*

Dieses Rezept enthält aber einige schwerwiegende Mängel. Besagte Mondfahrer würden bei der ruckartigen Beschleunigung auf 11,2 km/sek plattgedrückt werden, und die über dem Mondgeschoß im Rohr befindliche Luft könnte vor dem mit kosmischer Geschwindigkeit hochrasenden Projektil gar nicht so schnell entweichen. Es bliebe also nur eine zerdrückte Metallmasse übrig.

Verne ist für diese Fehler nicht zur Rechenschaft zu ziehen, schließlich war er Romanschriftsteller und nicht Raketentechniker. Und dankbar müssen wir ihm trotzdem sein. Denn geschichtlich verbürgt ist, daß sein Buch den sowjetischen Wissenschaftler K. E. Ziolkowski dazu anregte, sich mit dem Weltraumflug zu befassen. Dabei erfand er das Prinzip der Stufenrakete, die er zu einer Zeit, da die Eisenbahn noch das einzige Schnellverkehrsmittel war, „Raketenzug" nannte. Ihm verdanken wir auch die mathematisch-physikalischen Formeln, die heute die Grundlage der Raketentechnik bilden. Ziolkowski wurde so zum „theoretischen Vater des Weltraumflugs" — ein erster Grundstein übrigens für die führende Rolle der Sowjetunion in der Raketentechnik. Er arbeitete noch 18 Jahre unter der Sowjetmacht und starb 1935. Um diese Zeit jagten die ersten Flüssigkeitsraketen durch die Luft. Steighöhe: einige Kilometer!

Nur 25 Jahre später wird der Start eines neuen Sputniks, der „bloß um die Erde kreist", viele Menschen nicht mehr so aufregen wie ein Fußballspiel um die Weltmeisterschaft. Als am 23. Juli 1909 Louis Bleriot zum erstenmal den Ärmelkanal überflog — Flugstrecke: 32 Kilometer! — war die ganze Welt in heller Begeisterung. Heute bedarf es zur Erzeugung einer solchen Begeisterung einer Mondrakete. Und den Flug von Menschen zum Mond erwartet man mit der gleichen Selbstverständlichkeit wie die Einrichtung einer neuen Fluglinie. War es früher der Laie, der sich wunderte, so staunen heute fast nur noch die Fachleute. Die Laien haben das Staunen verlernt, weil die technischen Probleme, um die es sich heute dreht, über ihre Köpfe hinweggehen. Sie haben kein Empfinden dafür, was es heißt,



ter auf der Rückseite des Mondes wurden nach berühmten Wissenschaftlern benannt. Links: K. E. Ziolkowski (1857 – 1935) f die theoretischen Grundlagen der Raketentechnik. Mitte: Fréderic Joliot-Curie (1900 – 1958), Nobelpreisträger und sident des Weltfriedensrates, entdeckte die künstliche Radioaktivität. Rechts: Michail Lomonossow (1711 – 1765), einer berühmtesten russischen Naturwissenschaftler und Dichter, begründete die erste russische Universität in Moskau

11,2 km/sek zu erreichen. Etwas, das so schnell fliegt, hat niemand je mit eigenen Augen gesehen, und was technisch dazu gehört, liegt jenseits jeder Vorstellung.

Ein Infanteriegeschoß haben viele — leider! — wenigstens schon einmal sausen gehört. Um es sehen zu können, fliegt es bereits zu schnell, nämlich mit 850 m/sek. Eine Mondrakete muß eine rund 13 mal höhere Spitzengeschwindigkeit erreichen. Außerdem wiegt sie nicht nur einige Gramm, sondern etwa das Millionenfache. 11,2 km/sek sind in Kilometern ausgedrückt 40320 km/h. Leider macht es die Geschwindigkeit allein aber noch nicht. Schon wenn eine Rakete zum künstlichen Mond der Erde werden soll, muß sie nicht nur die erste kosmische Geschwindigkeit von etwa 7,9 km/sek erreichen, sondern auch die vorherberechnete Flugrichtung sehr genau einhalten. Sonst wird die Ellipsenbahn zu stark exzentrisch, also zu länglich. Im niedrigsten Punkt der Bahn, dem Perigäum, käme das Möndchen der Mutter Erde zu nahe, geriete in die luftdichten Stockwerke der unteren Atmosphäre und würde dabei so gebremst, daß es über einige Umläufe nicht hinauskommt.

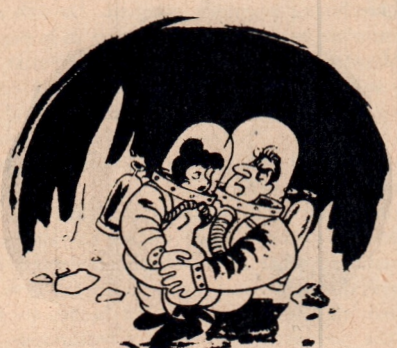
Für eine Rakete, die den Mond treffen soll, liegen die Anforderungen, Startgeschwindigkeit und -richtung einzuhalten, bereits im Bereiche des nicht mehr Vorstellbaren. Die „Prawda" veröffentlichte nach dem Start von Lunik II folgende Angaben: Die Rakete mußte bei einer Geschwindigkeit von mehr als 11,2 km/sek ihr Tempo mit einer Abweichung von höchstens einigen Metern je Sekunde einhalten. Denn eine Geschwindigkeitsabweichung um 1 m/sek ergibt auf Monddistanz bereits eine Zielabweichung um 250 km. Der Mond hat aber nur einen Radius von 1740 km. Demnach führt eine Toleranz von mehr als 7 m/sek Geschwindigkeit — bei 11200 m/sek! — bereits zum Verfehlen des Mondes! Stellen Sie sich vor, Sie hätten die Aufgabe, mit einem Pkw einen bestimmten Punkt auf der Autobahn mit genau 100 km/h zu überfahren, wobei die höchstzulässigen Abweichungen zwischen 99,93 und 100,07 km/h lägen!

Die Richtung der Rakete muß in dem Moment, in dem sie ihre Spitzengeschwindigkeit erreicht und ihre Triebwerke aufhören zu arbeiten, mit einer Toleranz von höchstens einem Zehntel Bogengrad (Winkelgrad) eingehalten werden. Drittens darf die Rakete diesen „Brennschlußpunkt" nicht an einer beliebigen Stelle des Raumes erreichen, sondern ebenfalls möglichst genau an dem der theoretischen Bahnberechnung zugrunde gelegten. Da sich aber der Startplatz infolge der Erdrotation in bezug auf den Mond dreht, war viertens der Zeitpunkt des Starts auf die Sekunde einzuhalten. Eine Meisterleistung auch an Organisation, denn es sind bei einer Mondrakete Triebwerke in Gang zu setzen, deren Schubkraft nach groben Schätzungen um eine Viertelmillion PS liegt.

Alle diese Daten, Geschwindigkeit, Richtung, Koordination des Brennschlußpunktes und die Startzeit mußten vorher genau errechnet werden, eine Aufgabe, die nicht von einem Klassenprimus zu bewältigen ist. Nicht nur Erde und Mond, sondern auch die Sonne und der Jupiter beeinflussen die Bahn einer Mondrakete. Eine Bahn, die im Anziehungsbereich mehrerer Himmelskörper verläuft, ist aber mathematisch exakt überhaupt nicht zu be-

rechnen. Man kann sich nur durch „Näherungsrechnungen" helfen, muß aber dabei derart viele Berechnungen anstellen, daß diese Aufgabe überhaupt erst durch die modernen elektronischen Rechenmaschinen lösbar wurde. Gäbe es sie nicht, dann müßte ein umfangreiches Team von Mathematikern ein Jahrzehnt rechnen, nur um die Bahn einer Mondrakete ganz konkret festzulegen. Und diese Berechnungen würden trotzdem nur für einen bestimmten Zeitpunkt des Starts gelten, da sich die Konstellationen der Gestirne ja dauernd verändern. Doch zurück zur Rakete selbst! Man veranschaulicht die Probleme ihrer Zielgenauigkeit gern durch Vergleiche mit der Artillerie und kann dann zum Beispiel berechnen, daß ein Geschoß, das um ein Zehntel Bogengrad seitlich daneben gezielt wird, ein 30 km entferntes Ziel bereits um 52 m verfehlt. Leider ist dieser Vergleich eher geeignet, die Zielprobleme beim Raketenstart zu verschleiern als zu veranschaulichen. Denn zwischen dem Abschuß eines Geschosses und dem Start einer Rakete bestehen elementare physikalische Unterschiede, weshalb es dem Fachmann jedesmal wehtut, wenn er vom „Abschuß" einer Rakete liest.

Das Geschoß erreicht seine Spitzengeschwindigkeit, die bei der Rakete der Brennschlußgeschwindigkeit entspricht, bereits innerhalb des Rohrs. Die Richtung des Geschosses wird also auf höchst einfache Weise durch die Stellung des Geschützrohres festgelegt. Die Rakete erreicht dagegen ihren Brennschlußpunkt erst mehrere Minuten nach dem Start, also während des Fluges. Ihre Richtung ist durch kein Geschützrohr festzulegen, sondern hängt von der Stellung der Ruder im Auspuffstrahl des Raketenmotors ab. Liefert die eine Brennkammer etwas mehr Schubkraft als die benachbarte, so muß sich die Rakete etwas seitlich neigen. Die Flugrichtung wäre also überhaupt nicht stabil zu halten, geschweige denn genau auszurichten, wenn es nicht äußerst komplizierte Roboter im Kopf der Rakete gäbe, die jede Störung der Flugrichtung automatisch ausgleichen.



Hochzeitsreise zum Mond. „Du bist so leicht beim Tanzen" ***(Aus „Pretul")***

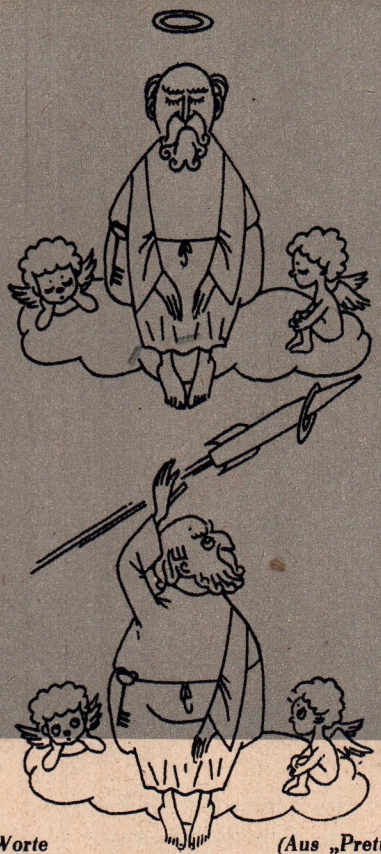
Die sowjetische Rakete, die am 13. September 1959 zum erstenmal in der Geschichte ein Stück irdischer Materie zum Mond transportierte, erreichte ihre hohe Richtungsgenauigkeit dank der Lenkbarkeit ihrer letzten Stufe. Durch diese Lenkbarkeit konnte die Bewegungsrichtung der Rakete bis zum Brennschluß äußerst genau eingehalten werden. Es sei hier nicht der aussichtslose Versuch unternommen, die Funktion der hierfür erforderlichen Fern- oder Selbststeuerungsautomaten zu erklären. Dafür bedürfte es eines ganzen Buches. Es sei nur so viel festgestellt, daß diese Roboter in der speziellen Tätigkeit, für die sie konstruiert sind, den Menschen weitaus überbieten müssen. Selbst der routinierteste Pilot besäße nicht so viel Geistesgegenwart, um in einer Rakete, die zehnmal schneller als die schnellsten Militärflugzeuge dahinrast, einen bestimmten Punkt des Raumes mit einer Geschwindigkeitstoleranz von weniger als 0,07 Prozent und einer Richtungstoleranz von weniger als einem Zehntel Bogengrad zu durchfliegen.

Obwohl oder besser: gerade weil sich der Nichtfachmann von den technischen Einzelproblemen der Weltraumfahrt keine auch nur annähernd angemessene Vorstellung macht, wird er fragen, welche neuen Sensationen das kommende Jahr bringen wird. Die wenigen, die diese Frage beantworten könnten, sind gewohnt, zu schweigen wie ein Grab. Wer die technischen Probleme einigermaßen kennt, hütet sich vor konkreten zeitlichen Voraussagen.

Lunik III, die dritte sowjetische Weltraumrakete, hat inzwischen in genau berechneter Ellipsenbahn Mond und Erde umkreist. Lunik III fotografierte die Rückseite des Mondes und funkte die Bilder zur Erde. Die Menschheit sah zum erstenmal die Kehrseite unseres Erdtrabanten.

Welches sind nun die nächsten Schritte im All? Als hierfür wahrscheinlich kommen in Frage: die Rückkehr von zuerst unbemannten, später bemannten Satelliten zur Erde, ferner die wohlbehaltene Landung eines automatischen kleinen Labors auf dem Mond, das einige Zeit weiterfunktioniert und seine Meßdaten über Sender zur Erde überträgt.

Leider gehört dazu noch eine ganze Menge mehr, als bisher erreicht ist. Wenn eine Rakete ungebremst auf den Mond zufliegt, klatscht sie infolge seiner Anziehungskraft mit etwa 3 km/sek auf den staubbedeckten Boden des Mondes. Eine Gleitfluglandung mit allmählicher Abbremsung infolge des Luftwiderstandes funktioniert auf dem Mond nicht, weil er — wenn überhaupt — nur eine zehntausendmal dünnere Atmosphäre hat als die Erde. Man muß also mit dem Raketenmotor bremsen. Freilich verbraucht der Raketenmotor dabei Treibstoff, und leider muß selbiger Sprit erst von der Erde bis fast zum Mond gebracht werden, er rechnet also in gewissem Sinne als Nutzlast. Nun braucht man aber für jedes Kilogramm Nutzlast beim Abflug von der Erde ein Vielfaches an Treibstoff. Das ist nur zum



Ohne Worte *(Aus „Pretul")*

unwesentlichsten Teile eine Kostenfrage. Viel heikler daran ist, daß dadurch das Startgewicht der Rakete steigt, folglich ihre Startschubkraft noch größer bemessen werden muß. Es werden also immer gigantischere Raketenkolosse nötig.

Das ist schon ein Grund, weshalb der Schritt von der Aufprall-Landung zur wohlbehaltenen Landung auf dem Mond in technischer Beziehung viel größer ist als man landläufig glaubt. Der Schritt ist nicht kleiner als vom Sputnik zur Mondrakete, wahrscheinlich sogar größer. Denn die wohlbehaltene Landung ist nicht nur eine Frage der Triebwerkleistung, sondern erfordert wiederum automatische Steuergeräte, deren Präzision alles bisher Dagewesene nochmals in den Schatten stellt. Die „Raketenbremse" bei der Mondlandung „nach Gefühl" einzuschalten, geht nicht, ganz abgesehen davon, daß noch kein „Mann mit Gefühl" mitfliegt. Um die Höhe zu messen, braucht man ein äußerst exakt arbeitendes Radargerät. Aus zwei Höhenmessungen zu verschiedenen Zeitpunkten ist die Fallgeschwindigkeit zu errechnen, aus beiden Daten wiederum die Bremskraft, die erforderlich ist, um beim Erreichen des Mondbodens gerade eine Fallgeschwindigkeit von nahezu Null zu haben. Die Bremskraft des Raketentriebwerks ist durch den Treibstoffzufluß in die Brennkammer zu regulieren. Alle diese genauestens aufeinander abgestimmten Manipulationen müssen aber in wenigen Minuten ablaufen, länger dauert der Vorgang der Landung nicht. Säße ein Mensch in der Rakete, so könnte er nur der faszinierenden Hexerei der elektronischen Automaten zusehen, eingreifen könnte er nicht, dafür hat er eine zu lange Leitung.

Doch haben wir weit vorgegriffen. Der Flug von Menschen zum Mond erfordert nochmals einen gewaltigen Schritt über die Landung unbemannter Raketen hinaus. Die kann man nämlich auf dem Monde stehen lassen. Beim Menschen verhält es sich etwas anders. Zwar sagt man, daß gute Astronomen nach dem Tode statt in den Himmel auf den Mond kämen, weil sie dort bessere Beobachtungsbedingungen haben. Aber wohlgemerkt: erst nach dem letzten Stündlein. Vorher legen sie im allgemeinen doch Wert auf eine Rückkehr zur Erde. Da aber auch der Mond mit seiner Schwerkraft alles festhält, was sich einmal auf ihm befindet, braucht man für den Abflug vom Mond zur Erde gleichfalls eine gehörige Portion Brennstoff. Sie ist zwar wesentlich kleiner als in umgekehrter Richtung, müßte aber erst bis zum Mond geschafft werden.

Bevor der Mensch die Reise Erde-Mond-Erde antritt, wird er deshalb voraussichtlich erst die Rückkehr aus einer Sputnik-Bahn zur Erde exerzieren. Als Sputnik II zurückkehrte, zog er einen 150 km langen Feuerschweif hinter sich her, bevor er zerplatzte. Diese Gluthitze entsteht durch Reibung an den Luftteilchen der Atmosphäre und ist infolge der enormen Geschwindigkeit so groß, daß härteste Metalle glühend werden. Man muß also Mittel und Wege finden, einen bemannten Sputnik bei der Landung nicht zum fliegenden Krematorium werden zu lassen. Diesem Ziel kann man sich prinzipiell auf zwei Wegen gleichzeitig nähern: einmal durch zusätzlichen Antrieb, der wiederum als Bremskraft benutzt wird, um die Geschwindigkeit beim Eintauchen in dichtere Luftschichten relativ niedrig zu halten, zum anderen durch extrem temperaturbeständige Satellitenhüllen. Bliebe allerdings dabei noch das Problem, das Innere des Satelliten kühl zu halten, also eine „Thermosflasche" zu konstruieren, die dem Passagier auch dann noch erträgliche Temperaturen garantiert, wenn die Raketenhülle mehrere hundert Grad heiß ist. Die dichte Atmosphäre der Erde ist also teils erleichternd, teils erschwerend für eine Landung aus dem Weltraum. Die Erleichterung besteht darin, daß man im Gleitflug auf Tragflächen landen kann und nicht senkrecht auf dem Auspuffstrahl landen muß wie auf dem Mond.

Bestimmt aber werden Menschen eines Tages auf dem Monde landen. Professor Teller, Schöpfer der USA-Wasserstoffbombe, weiß sogar schon Näheres darüber. Als er in einem Fernsehinterview gefragt wurde, was man nach einer Landung auf dem Mond zuerst sehen würde, antwortete er bemerkenswert schlagfertig: „Einen Russen!"

Zeichnung: Handschick

Hans Kleffe

Ich bitte um etwas Gehör, Kollege Dekorateur!

Ich spreche hier als Vertreterin
der Gewerkschaftsgruppe
Schaufensterpuppe
und deswegen
im Namen aller Kollegen,
die in Ihnen den Mann sehn,
der dem Ansehn,
das wir in aller Welt genießen,
wo immer wir uns auch sehen ließen,
ungenügend Beachtung schenkt
und einfach – kaum denkt!

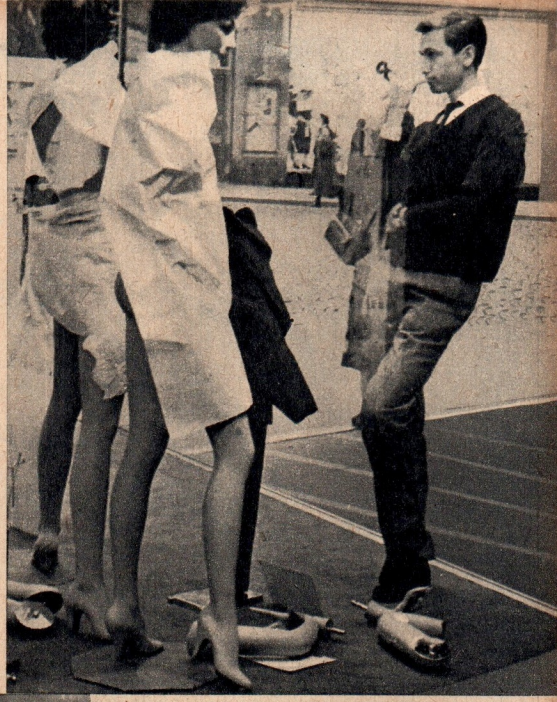
Jeder zeigt (wenn er kann!),
was er zu bieten hat.
Sonst nimmt man an, junger Mann,
daß man nur Nieten hat.
Ich hab' das satt!

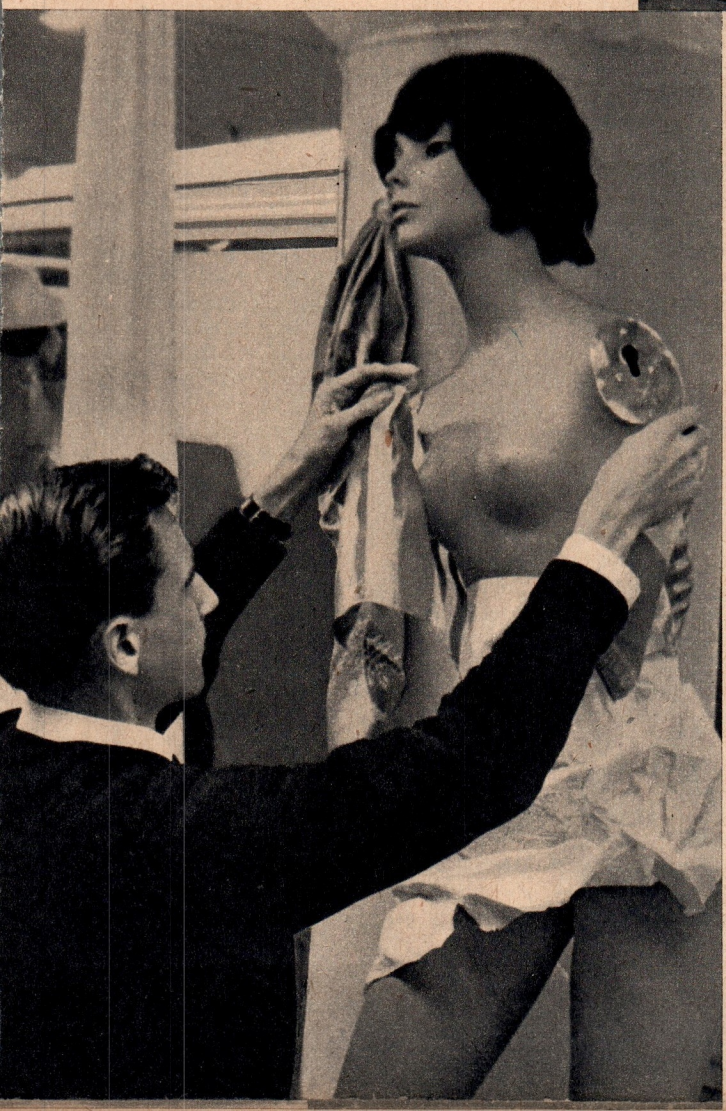
Bedenken Sie bitte,
Sie machen mit einer Dame,
die man gründlich beachtet
und stündlich betrachtet,
Wirtschaftsreklame!
Wir haben doch einige
Schönheitsquellen,
um die es sich lohnt,
sie zur Schau zu stellen.

Doch wenn man sich ansieht,
wie man uns anzieht,
dann kann man nur sagen:
Man müßte Sie
wegen Modezersetzung
und Körperverletzung
verklagen.

Warum sind Sie denn Dekorateur,
Sie Stückchen Malheur?!

Wir haben Sachen,
die können sich sehen lassen ...
die sind auch gut anzufassen ...
Wünsche aus Wolcrylon,
Wolken aus Dederon ...
Süße Sachen,
die sie in Schwarza
und Glauchau machen.



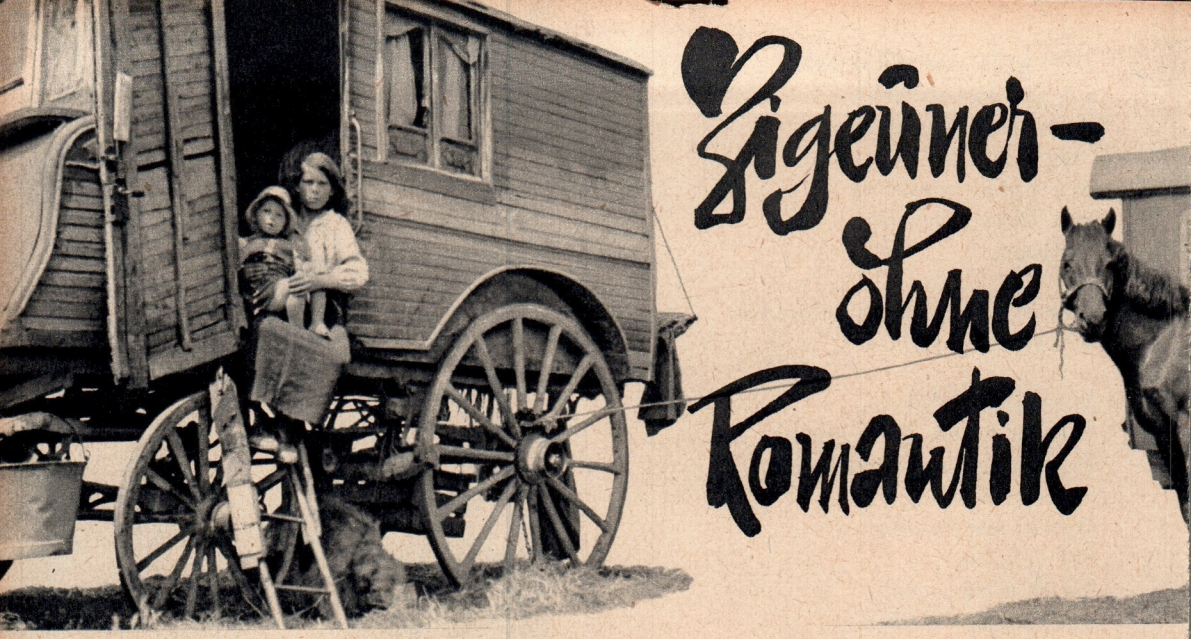


Ihre Phantasie
in puncto Werbemethoden
liegt im Verhältnis zur Industrie
völlig am Boden
und weit hinterm Mond ...
(Obwohl sich selbst dieser Vergleich
aus dem Bereich
der Weltraumforschung
schon nicht mehr lohnt!)

Und nun mal ran,
junger Mann.
Sie sind doch kein Dilettant!
Gestalten Sie unsere Schaufenster
interessant
und farbenfroh.
Zeigen Sie Weltniveau,
und bringen Sie
gute Ideen zur Geltung,
sonst stirbt meine Freundin
zuvor an Erkältung.

Na, endlich –
jetzt hat's wohl geblitzt.
Sehn Sie: das sitzt!

– ika –



Zigeuner – ohne Romantik

Wer kennt sie eigentlich noch — die Zigeuner oder „Romi", wie sie sich selber nennen? In den großen Wohnwagen, die einst typisch für sie waren und heute vor den Zirkuszelten stehen, wohnen jetzt Artisten aus allen Ländern der Welt, moderne Zigeuner — aber keine Romi.

Ein sowjetischer Film, den viele unserer Kinobesucher gesehen haben oder noch sehen werden, „Das Geschenk des Zigeuners", mag Fragen und Interesse an der Herkunft und dem Schicksal dieser von Romantik umwitterten Wanderstämme geweckt haben, die sich mit ihrer braunen Hautfarbe, dem schwarzen lockigen Haar und den dunklen Augen so sehr von ihrer Umgebung abheben, gleich, in welchem Lande man ihnen begegnet.

Der Film schildert das Schicksal des Zigeunerjungen Kolja. Sein Stamm zieht durch die Steppen Südrußlands. Die vielen Völker, die auf dem Gebiet des riesigen russischen Reiches leben, haben sich zum Kampf gegen die zaristischen und ihre eigenen Unterdrücker erhoben. Währenddessen ziehen Menschen in Planwagen, unberührt von den Erschütterungen des Bürgerkrieges, durch die Steppe — Zigeuner. Seit Jahrhunderten hat sich in ihrem Leben nichts verändert, weder durch Kriege noch durch Revolutionen, auch jetzt wird sich in ihrem Leben nichts verändern: so glauben sie. Dabei gibt es auch bei ihnen Arme und Reiche, Unterdrücker und Unterdrückte.

Alle Zigeunerrollen dieses Films wurden von Mitgliedern des Moskauer Zigeunertheaters gespielt. Gäste der sowjetischen Hauptstadt, die dieses Theater besuchen, werden feststellen, daß auch unter den Zuschauern viele Zigeuner sind. In Kleidung und Auftreten unterscheiden sie sich nicht von den übrigen Besuchern. Sie sind ja auch zum allergrößten Teil ebenfalls Moskauer. Vielleicht, daß der eine oder andere in der Pause eine Zeitung entfaltet, die auch ein der russischen Sprache Kundiger nicht lesen kann, die Zigeunerzeitung, in deren Redaktion auch Zigeuner arbeiten.

Ich habe in der Sowjet-Union viele Zigeuner getroffen — in Leningrad auf dem Flugplatz als Piloten, in Murmansk als Seeleute, im Kaukasus als Geologen, in vielen Städten als Taxifahrer, auf einer Bahnfahrt von Tbilissi nach Baku als Zugschaffner usw. Es schien mir, daß die Berufe, bei denen man „auf Achse" ist, von ihnen noch bevorzugt werden, aber ich hätte in Fabriken, Instituten und Büros prozentual ebenso viele Angehörige des „fahrenden Volkes" angetroffen. So fotografierte ich zum Beispiel in Gorki an der Wolga ein reizendes schwarzhaariges Mädchen, und es stellte sich heraus, daß seine Eltern — Automobilarbeiter — Zigeuner waren.

Während einer Fahrt auf der Wolga traf ich auf echte Zigeuner. Sie fuhren im Auftrage ihres Stammes zum nächsten Gebietssowjet, um sich zu beschweren. In der Sowjetunion besteht ein Gesetz, das den Zigeunern, die noch umherwandern, jede erdenkliche Hilfe bei der Wahl eines ständigen Wohnortes gewährt. „Schaut mal", sagte der Stammesälteste, „das geht doch nicht. Schmiedearbeiten kann ein jeder von uns, aber Häuser können wir nicht bauen. Was nützen uns Kredite und Baumaterialien, wenn wir nicht wissen, wie man mit Holz und Ziegeln umgeht." Diese Sorgen des Zigeunerstammes lösten eine große Debatte auf dem Schiff aus. Nur wenige erklärten sich mit den Argumenten des Stammesältesten einverstanden. Wußten doch auch viele der übrigen Passagiere, die wenig

älter als er waren, vor Jahren noch nicht, wie man mit Zirkeln, Rechenschiebern und Feldmeßgeräten umgeht. Jetzt fuhren sie als Ingenieure, Architekten, Biologen und Facharbeiter von einem vollendeten Großbau zu einer noch größeren Baustelle. Besonders ein Ewenke machte seiner Empörung Luft: „Du zieh mal ruhig um, ich habe auch in einer Jurte gewohnt, jetzt bin ich Leiter einer Rentierkolchose, wohne in einem festen Holzhaus und fahre in meinem Urlaub nach Stalingrad." Ein Russe klopfte dem Ewenken begütigend auf die Schulter: „Aber ihr hattet doch eine Heimat, als nach der Revolution euer neues Leben begann." Mit diesem kurzen Satz hatte der Mann wohl das wesentlichste Problem der Zigeuner erfaßt. Sie haben keinen Flecken Land in der Welt, von dem sie sagen können: „Heimat." Die Älteren sind noch fast alle im Wohn- oder Planwagen geboren — auf der Fahrt durch die Steppe, auf dem Lagerplatz einer kleinen Stadt (wer behielt schon ihren Namen), auf dem Treck in ein anderes Land. Die Heimat, das war der Stamm. Fühlte ein Zigeuner sich einsam, verlassen und verloren, so suchte er seinen Stamm, wie andere Menschen den Weg in die Heimat suchen.

Wie lange ist es denn schon her, daß ein Staat oder ein Gesellschaftssystem die Zigeuner den übrigen Bürgern gleichgestellt hat? In der Sowjetunion ist es seit der Oktober-Revolution der Fall und in den Ländern der Volksdemokratien seit ihrer Gründung, also seit 14 oder 10 Jahren. In der DDR leben nur noch wenige Zigeunerfamilien. Sie sind als vollberechtigte Bürger und, sofern sie in Konzentrationslagern waren, auch als Verfolgte des Naziregimes anerkannt. Ihre Kinder besuchen die Schule und haben die gleichen Möglichkeiten der Entwicklung wie alle anderen Jugendlichen. Seit dieser kurzen Zeit erst gibt es Gesetze *für* die Zigeuner, seit dieser Zeit stehen sie nicht mehr unter Zwang. Vorher hatte es immer nur Gesetze *gegen* die Zigeuner, wie es hieß „gegen das Zigeunerunwesen", gegeben.

Wo kommen sie her, die „Romi"? Eindeutig sagen das nicht einmal die Völkerkundler. Ihrer Sprache und altüberlieferten Bräuche nach wird Indien als ihr Herkunftsland angesehen. Zu Beginn des 15. Jahrhunderts tauchen sie in Europa auf, zuerst in Ungarn und Rumänien, dann in Deutschland, Italien, Frankreich, Spanien und in der Schweiz.

Schon 1498 werden sie auf dem Reichstag zu Speyer für „vogelfrei" erklärt. Vogelfrei — das bedeutete, daß jeder „brave Christenmensch" die Pflicht hatte, Zigeuner zu erschlagen, zu erdolchen oder auf sonst irgendeine Art umzubringen und somit ein gutes und gottgefälliges Werk zu tun.

Vogelfrei — das blieben die Zigeuner eigentlich durch alle Jahrhunderte. Im Spätmittelalter verbrannte man sie als Hexen und Satansbrüder, kerkerte sie wegen Zauberei und Teufelsgewalt ein, folterte sie und hängte sie auf. Später, in der Zeit der „Aufklärung", wurden sie „nur" als Diebe, Betrüger, Roßtäuscher, Kindesentführer, Parasiten und Ketzer gekennzeichnet und in die Gefängnisse geworfen.

Von den Gesetzen aller Länder, in denen sie lebten, geächtet, fristeten sie ihr Dasein als Kesselflicker, Schmiede, Korbflechter, Abdecker, Wanderhändler, Musiker und Schausteller.

Es fehlte nicht an Versuchen, sie umzuerziehen sowohl behördlicherseits als auch durch die Kirche. Nach der Zeit der Verbrennungen und Übereignung

Ein Zigeuner wurde Seemann in Murmansk

an Gutsbesitzer als Leibeigene versuchten Maria Theresia und Joseph II., die Zigeuner zu „verbieten". Es wurde ihnen der Gebrauch ihrer Sprache verboten, ihre Pferde wurden beschlagnahmt, um sie am Wandern zu hindern und die Kinder fortgenommen, um sie von Pflegeeltern zu „anständigen Christenmenschen" erziehen zu lassen. Nur wer einmal die Kinderliebe der Zigeuner kennengelernt hat, vermag die Grausamkeit dieser Maßnahme völlig zu erfassen.

In Preußen wendete man das Allheilmittel an, das sich so gut gegen die eigenen Untertanen bewährt hatte — den preußischen Schliff. Friedrich II. ließ die Zigeuner im Emsländer Moor „ansiedeln". In Friedrichslohra bei Nordhausen wurde eine „Um-

erziehungsanstalt von Zigeunern in preußische Untertanen" eingerichtet. Sie existierte bis zum Jahre 1837.

Dann entdeckte man in der ganzen Welt die „Romantik" der Zigeuner. Opern und Operetten kündeten von ihrem „romantischen Leben". Die Schulkinder sangen unter Aufsicht ihres Lehrers „Lustig ist das Zigeunerleben", liefen sie aber den wandernden Zigeunern nach, gab es auch in dieser Zeit der Aufklärung einen Prozeß „wegen Kindesentführung". Einige hundert Zigeunerkapellen in den Großstädten der Welt, einige Dutzend Primas in Nachtlokalen profitierten von dieser „Romantik". Und während längst unbeleuchtete Güterzüge viele Tausend Zigeuner als „asoziale Elemente" in die Konzentrationslager Hitlers transportierten, um sie in Gaskammern zu vernichten, sang man in den Hitlerjugend-Zeltlagern noch „Drei Zigeuner fand ich einmal . . . "

Auf zwei Millionen schätzte man vor dem zweiten Weltkrieg die Zahl der Zigeuner in der ganzen Welt, auf eine Million schätzt man sie heute.

Es waren die Besatzungsbehörden, die im Jahre 1947 das bayerische Gesetz „zur Bekämpfung von Zigeunern, Landfahrern und Arbeitsscheuen" aus dem Jahre 1926 aufhoben. Schon 1899 hatte das Land Bayern eine besondere „Zigeunerpolizeistelle" eingerichtet. 1927 übernahm Preußen die bayerischen Verordnungen und ließ planmäßig die Fingerabdrücke aller Zigeuner aufnehmen, und im Nazistaat wurde 1938 die Zigeunerpolizeistelle in München umgewandelt in die „Reichszentrale zur Bekämpfung des Zigeunerunwesens".

Am 22. Dezember 1953 gab der Bayerische Landtag eine neue „Landfahrerordnung" — ein Gesetz gegen die Zigeuner — heraus. Die unzähligen Verordnungen dieses Gesetzes machen es den Zigeunern schwer, nicht kriminell zu werden: nur zwei Stunden lagern in einem Steinbruch ohne Erlaubnis des Gemeinderates — und schon ist der Zigeuner kriminell.

Der Bundesgerichtshof der Deutschen Bundesrepublik wies Ansprüche von Zigeunern, die den faschistischen Konzentrationslagern entronnen waren, mit der Begründung zurück, daß die Einweisung von Zigeunern in Konzentrationslager eine „sicherheitspolizeiliche Maßnahme" gewesen sei, die keine Ansprüche nach dem Bundesentschädigungsgesetz zur Folge hätte.

Die Auswirkungen dieser skandalösen Gesetzgebung ließen nicht lange auf sich warten. Um den Altwarenhändler Kreuz — ein Zigeuner — mit seiner Familie loszuwerden, kauften die Gemeinde-

Zigeuner stiften Kerzen in der Wallfahrtskirche „Les Saintes-Maries de la Mer". Ihr Leben wurde davon nicht leichter

Zigeunerin in der Camargue in Frankreich

väter der Ortschaft Herlingen in der Schwäbischen Alb über einen Makler in der Nachbargemeinde Magolsheim ein Haus für ihn im Werte von vierzehntausend Mark. Franz Kreuz machte sich am 4. Juni 1958 zum Umzug bereit. Als er vor seinem neuen Haus, das am Abend vorher noch solide und behäbig dagestanden hatte, angekommen war, war es nur noch ein wüster Haufen Schutt. Völlig aus dem Häuschen bei dem Gedanken, daß fortan ein Zigeuner in ihrem Dorf wohnen würde und im Gasthaus „Adler" sein Bier trinken könnte, hatten die Magolsheimer in fünfstündiger Nachtschicht das Haus zerstört. Der Plan zu dieser Tat war in der Gastwirtschaft ausgeheckt worden, in der eine Deutsch-Amerikanerin, die 1945 aus sicherlich einleuchtenden Gründen ihre Heimat verließ und 1957 aus sicherlich ebenso einleuchtenden Gründen zurückgekommen war, zahlreiche Runden Freibier gestiftet hatte. 60 Magolsheimer bekannten sich zu dieser Tat, und der CDU-Abgeordnete Fundel verteidigte sie: „Die Moral steht in diesem Fall eindeutig auf seiten der Magolsheimer." Die Magolsheimer wurden verurteilt: zu 4 Monaten Gefängnis mit Bewährungsfrist. Der Gemeinde wurde auferlegt, wie es im Gerichtsbeschluß heißt, „dem Kreuz" ein neues Haus zu bauen, was der Gemeinde bis heute nicht gelungen ist, weil sie keinen Bauplatz dafür auftreiben kann.

Es wäre unsinnig zu behaupten, daß die Maßnahmen, die in der Sowjetunion, in Rumänien, in der ČSR, in Ungarn und in den anderen Ländern des sozialistischen Lagers getroffen wurden, um die Zigeuner zu gleichberechtigten Bürgern zu machen, Jahrhunderte der Verfolgung, der Ächtung und des Mißtrauens von heute auf morgen bei ihnen in Vergessenheit geraten lassen. Ungewohnt ist den rumänischen Zigeunern zum Beispiel noch die Anordnung, ihnen vom volksdemokratischen Staat Lagerplätze zur ewigen Nutzung zu überlassen. Doch hat sich auch schon herausgestellt, daß die Stämme oft nicht mehr von diesen festen Plätzen weiterziehen und beginnen, Genossenschaften von Kupferschmieden usw. zu gründen. In der ČSR haben ähnliche Maßnahmen dazu geführt, daß von 160000 Zigeunern nur noch 40000 nomadisieren. Zigeuner als Facharbeiter oder sogar mit Hochschulbildung sind auch dort keine Seltenheit mehr.

Mitleid wird den Zigeunern auch zuweilen in den kapitalistischen Ländern entgegengebracht. Da gibt es den Braunschweiger Pfarrer Georg Althaus, der, von der Kirche finanziert, in jahrelanger Arbeit das Neue Testament in die Zigeunersprache übersetzt hat und nun die Zigeuner in ihren Quartieren aufsucht, um ihnen das Geschenk zu überreichen. So wird vielleicht auch der Altwarenhändler Kreuz in der Schwäbischen Alb in seiner Sprache das Glaubensbekenntnis der frommen Christen von Magolsheim lesen können. An der Lage der Zigeuner aber wird sich dadurch nichts ändern.

Die Aufnahme der Zigeuner in die Gesellschaft als gleichberechtigte Bürger ist in den sozialistischen Staaten durch Gesetze gesichert worden Dort können die „Romi" zum ersten Mal in ihrer Geschichte frei und ungehindert ihre Talente und Fähigkeiten entwikkeln und pflegen, ohne daß sie ihre Sprache und ihre Traditionen aufgeben müssen. ***Erwin Bekier***

Nicht „Zigeunerkinder", Kinder von Zigeunern wollen sie sein

Herbert Sandberg:
Der freche Zeichenstift

GAVARNI

oder Pariser Karneval vor hundert Jahren

Vor hundert Jahren hörte Paul Gavarni gerade auf, der Publikumsliebling zu sein, der er über drei Jahrzehnte lang in Paris war. Zwar erschienen noch bis zu seinem Tode im Jahre 1868 eine Reihe von Zeichnungen, doch sie fanden keine große Beachtung mehr. Bis zum Jahre 1860 hat eine ganze Generation täglich auf Gavarnis (gezeichnete) Liebesabenteuer gelauert. „Von dem Tage an, da der alternde Gavarni aufhörte, auf alle Frauen neugierig zu sein, von diesem Tage an ließ auch das Publikum in seiner Gesamtheit davon ab, auf ihn, das heißt auf sein weiteres Schaffen, neugierig zu sein", berichtete Eduard Fuchs, der bekannte deutsche Wissenschaftler für Karikatur- und Sittengeschichte.

Zehntausend Stein- und Handzeichnungen hat Gavarni innerhalb von vierzig Jahren geschaffen, die in etwa 20 Zeitungen und Zeitschriften und 500 Alben veröffentlicht wurden. Der gelernte Mechaniker Guillaume Sulpice Chevalier (geb. 1804) trat zuerst als Modezeichner vor die Öffentlichkeit und nannte sich seit 1829 in Erinnerung an eine lebensgefährliche Bergtour in den Pyrenäen nach dem Gebirgsstädtchen Gavarnie.

Der Schneider Humann, „König der Pariser Herrenmode" der dreißiger Jahre des vorigen Jahrhunderts, erklärte mehrfach, Gavarni sei der einzige, der einen schönen und gut sitzenden Gehrock zu entwerfen und auch selbst zu tragen verstehe. Gavarni wollte nicht nur das Modell des Pariser Bürgertums zeichnen, er wollte es auch leben. Deshalb stürzte er sich mitten in den Strudel des „Pariser Lebens", noch temperamentvoller als die Offenbachsche Operettenfigur. Zwischen 1830 und 1840 war er zur Ballsaison jeweils wochenlang von einem solchen Amüsierfieber ergriffen, daß er allen seinen Bekannten eine lithographierte Mitteilung zukommen ließ: Bin für die und die Zeit nur auf dem und dem Ball anzutreffen! Erst 1849, nach einer Londoner Reise, soll er seinen Übermut verloren haben. Er hatte die Londoner Slums, das englische Proletariat, kennengelernt.

Das hätte er alles in Paris billiger haben können, denn auch dort gab es Elend und Armut genug. Aber das interessierte den weltberühmten Schilderer der Sitten des französischen Kleinbürgertums nicht. Im Gegensatz zu Honoré Daumier war er kein politischer Karikaturist und keineswegs als progressiv zu bezeichnen. Eduard Fuchs nennt ihn sogar einen Reaktionär, einen Trabanten des dritten

Selbstporträt

„Auf Wiedersehen, mein Freund, ich überlasse dir meine Pfeife und meine Frau: Paß gut auf meine Pfeife auf!"

Weiser Rat
*„Du, schmeiß nicht zu sehr mit den Beinen! Sonst schnappt dich der Blaue!"**

* *(Die aufsichtführende Polizei sollte auf den Bällen Ausschweifungen verhüten.)*

„So ein Haufen Mädel, so ein Haufen ..." „Und wenn man denkt, daß sich das alles jeden Tag satt essen will? Da bekommt man erst einen Begriff, wieviel die Männer arbeiten müssen!"

Napoleon. Er beweist das mit Gavarnis Karikaturenserie „Politikaster", die sich gegen den politisierenden Arbeiter und Bürger richtete, und mit seinen Briefen aus London, in denen er die Repräsentanten der bürgerlichen Revolution von 1848 glattweg als Pöbel bezeichnete. Trotzdem zeichnete er zur gleichen Zeit wie Daumier, der Meister der politischen Karikatur, im „Charivari" und „La Caricature", zwei gesellschaftskritischen Zeitschriften. Er wurde zum Sittenschilderer, nicht um der Kritik, sondern seiner eigenen sinnlichen Freude wegen, und doch sind viele seiner Darstellungen zur unbewußten Kritik geworden. Darin ähnelt er Balzac, der einigen seiner Sonnabendgesellschaften beiwohnte, Ausspracheabende, zu denen Gavarni in späteren Lebensjahren in sein Haus einlud.

Gavarni verstand es nicht, wirklich zu lieben und auch nicht zu hassen. Die Brüder Goncourt, die besten Freunde Gavarnis, berichteten ein Jahr nach seinem Tode in einer ausführlichen Biographie von

„Hast du schon zur Nacht gegessen, schöner Pierrot?"

„Noch eine Karnevalsnacht muß ich mitmachen, Rosalie!" – „Na ja! Und ich vielleicht nicht?" – „Ja du! Rosalie, du machst es zu deinem Vergnügen." – „Nun! Und du? Machst du es vielleicht nicht zu meinem Vergnügen? Alter Esel!"

Herrjeh, mein Schatz vom letzten Sonnabend! „Guten Tag, mein Herr!“

„Na, wenn du nicht machst, daß du fortkommst, Karl, dann sollst du mal was sehen!“ – „Ich geh schon, ich geh schon!“

„Aber Adolf, du kannst dir doch nicht gefallen lassen, daß deine Frau meinem Filou von Mann schöne Augen macht!“

einer Tagebucheintragung Gavarnis: „Ich bin der Liebe nicht fähig . . . was für ein Gefühl empfinde ich eigentlich einem Weibe gegenüber? . . . Ich gebe ihr die heuchlerische Versicherung einer Liebe, die ich niemals fühle, ich schließe sie mit der inneren Kälte, die ich bis dahin bewahrte, doch mit dem Anschein des Liebesrausches in meine Arme . . . sie glaubt mich den Glücklichsten der Sterblichen . . . Ich aber schreibe gähnend ihren Namen nach gar vielen anderen in mein Tagebuch und gehe, ein neues Spiel zu beginnen.“

Deshalb verspüren wir bei aller künstlerischen Virtuosität dieselbe Kälte, dasselbe Unbeteiligtsein Gavarnis an seinen zeichnerischen Motiven.

Wenn wir das Pariser Karnevalsleben der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts kennenlernen wollen, so brauchen wir nur seine Faschingsserien „Carnaval“, „Die Debardeure“ oder „Liebesmarkt“ in die Hand zu nehmen. Ja, selbst wenn wir nur seine trefflichen Unterschriften lesen, spüren wir den Hauch der damaligen Zeit, den Sinnestaumel des selbstbewußt gewordenen Bürgertums, aber auch die literarische Begabung Gavarnis, der nicht nur gezeichnet, sondern auch manchen Aufsatz geschrieben hat, und dessen Bildunterschriften nach seinem Tode gesondert in einem Büchlein veröffentlicht wurden. Gavarni ging in die Geschichte der zeichnenden Künste ein als der Casanova des Zeichenstifts.

„Paul! Teuerster! Sie werden mich doch nicht für eine leichte Person halten?“

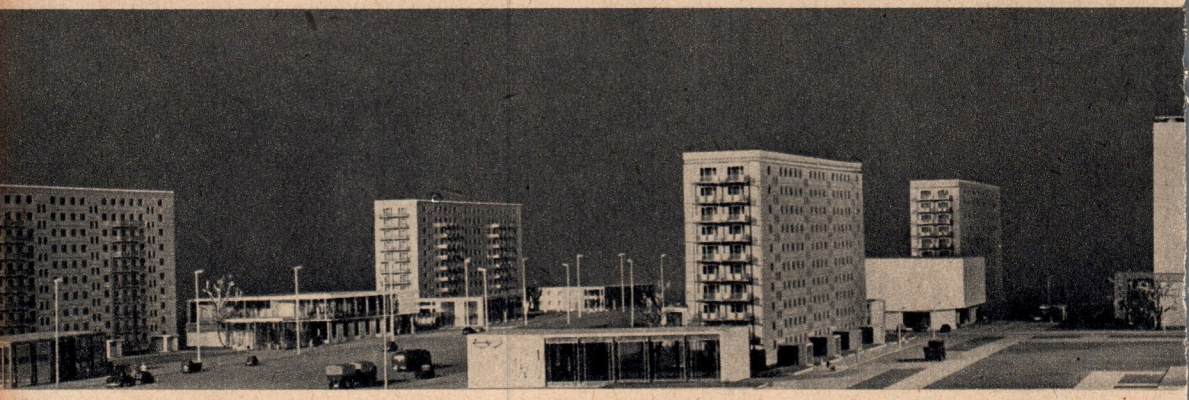
„Bitte um eine milde Gabe, um auf die Gesundheit der Unglücklichen trinken zu können, die verdursten“

„Sonderbar! Heute früh hab' ich einen Knoten hineingemacht, und jetzt ist's eine Schleife“

Sprung über sieben Jahre

KARL BÖHM

Ein Mann fiel vom Himmel. Buchstäblich. Sagen wir: vom Mond. Oder vom Mars. So etwas ist ja nicht mehr unmöglich; wenn auch nicht gerade heutzutage, so doch in Bälde. Wir brauchen nur anzunehmen, die Raumfahrt sei heute bereits so weit, wie sie in ein paar Dutzend Jahren zweifellos sein wird. Dann ist es wohl so, daß man sich nichts mehr dabei denkt, wenn ein Mann in Richtung Himmel verschwindet und nach einigen Jahren wieder herunterfällt, um wohlbehalten zu landen und unverzüglich seinem heimatlichen Herde zuzustreben.



Unseren Mann wollen wir vor Jahresfrist gen Himmel gefahren sein lassen. Seine glückliche Rückkehr mag in den Beginn des Jahres 1966 fallen. Sieben Jahre war er unterwegs zu und von fernen Welten, sieben volle Jahre, fette und magere, wie es auf einer weiten Reise durch das All wohl so sein wird.

Empfang, Berichterstattung und einige Formalitäten hat er hinter sich, sogar die erste irdische Rasur des Bartes, der ihm so in der Gegend des Mondes gewachsen ist.

Vom Institut für Astronautik, vor den Toren Berlins, wohin er nach der Bergung seiner Raketenkapsel gebracht wurde, fährt er nun über die Frankfurter Chaussee in die Hauptstadt.

Berlin – wie hast dir verändert!

Wir wollen unseren Mann nicht für unwissender halten als er ist. Natürlich hat er vom Siebenjahrplan gehört; schließlich stand er ja fast ununterbrochen in Funkverbindung mit der Erde. Aber er kennt keine Einzelheiten und hat keine Vorstellung von den Auswirkungen.

Nun macht er große Augen. Vieles fällt ihm auf bei seiner Fahrt zum Zentrum — Veränderungen, auf die seine Mitbürger um ihn nicht im geringsten achten.

Das ganze Bild der Vorstadt, wie es ihm seit eh und je in Erinnerung war, hat sich verwandelt. Die gewohnten großen Lücken in der Bebauung, diese Kette von Bretter- und Gatterzäunen, unterbrochen von häßlichen alten Hütten und Remisen, niedrigen Häuschen und Grundstücken aller Art, ist einer gärtnerisch aufgelockerten, dabei durchaus städtisch anmutenden Baulinie gewichen, in der sich moderne Wohnblocks mit schönen Ladenreihen, renovierten älteren Häusern und Verkehrsbauten harmonisch abwechseln.

Es ist nicht zu leugnen: Die großstädtische Magistrale der Stalin-Allee, auf der sein Wagen in einem ungewohnt dichten Verkehr doch erstaunlich schnell und zügig rollt, kommt ihm weit hinaus entgegen ...

Bald läßt die Erinnerung unseren Freund völlig im Stich, nach dem Strausberger Platz taucht er in Neuland ein. Ein weitläufiges Wohnviertel tut sich ihm auf, mit überraschenden und vielseitigen Anblicken, und doch wie aus einem Wurf. Den Alexanderplatz erkennt unser Mann in rascher Vorbeifahrt gerade noch. Mit Verwunderung stellt er fest, daß die Städtebauer in Berlin — der Teufel mag wissen, wie! — offenbar mit dieser Verkehrsfalle fertig geworden sind, trotz eines wenigstens verzehnfachten Stroms von Fahrzeugen.

Was jetzt kommt, mutet wie eine Traumstadt aus einem Zukunftsfilm an: Eine reiche Fülle profilierter Gebäude, vielgestaltig, locker — und doch klar gegliedert zu einem großartigen Ensemble vereinigt.

Einkauf im Warenparadies

Nach dem Empfang im „Haus der Wissenschaft" geht unser Mann noch einkaufen, ehe er zu seiner Heimatstadt aufbricht. Er hat es eilig, es muß schnell gehen. Und es geht schnell. Zwar ist die Kette glänzender Geschäfte, an der er entlangläuft, schier

unabsehbar, und die Fülle der Waren, die hier dargeboten wird, ist auf den ersten Blick verwirrend; der vielfältige Reichtum der ganzen Welt scheint sich hier ein Stelldichein zu geben. Aber bei näherem Zusehen erkennt man doch die gut durchdachte Ordnung, das übersichtliche System, in das sich nicht nur die Warenarten, sondern auch die einzelnen Läden wohl abgestimmt einfügen. Schnell findet man, was man sucht — und es ist auch da! In diesem Warenangebot gibt es kein überflüssiges Nebeneinander und ungeregeltes Durcheinander mehr — aber auch keine Lücken im vollen Sortiment!

Hier schüttelt unser Mann besonders erstaunt und erfreut sein Haupt ...

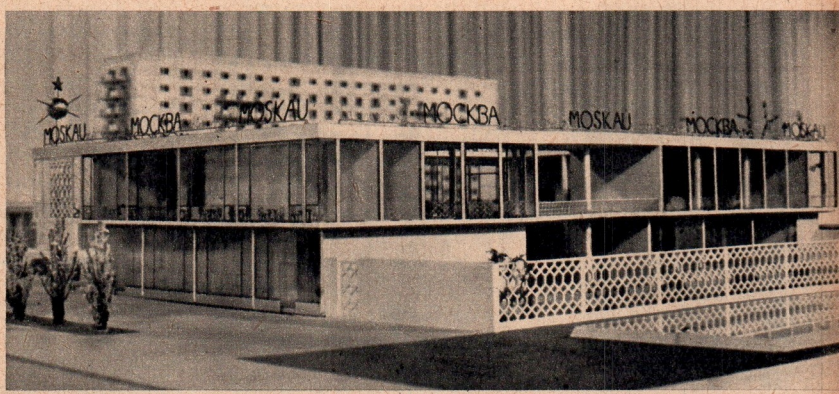
In kürzester Zeit hat er in einer der durchgehenden, kombinierten Ladengruppen seine Siebensachen beisammen. Er passiert ohne Warten die automatische Wechselkasse, die er mit den genormten Preisschildchen füttert und die ihm auf seine großen Scheine den Rest herausgibt — schnell und exakt, wenn auch leider ohne das freundliche Lächeln ihrer menschlichen Vorgängerin.

Neue Landschaft – aus der Vogelschau

Die Fahrt zum Flugplatz unternimmt unser Mann praktischerweise mit der Schnellbahn, die ihn nach wenigen „Zwischenlandungen" rascher und sicherer ans Ziel bringt als jedes Auto.

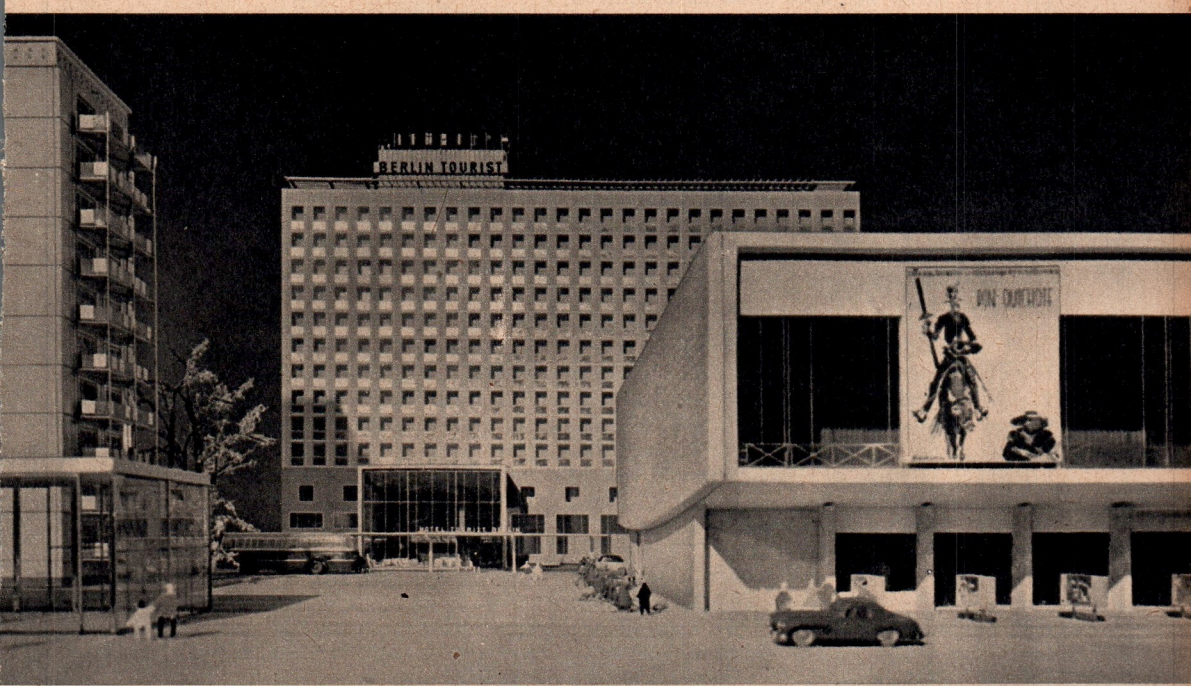
Eine Sondermaschine — eines der vielen freundlichbunten Lufttaxis tschechoslowakischer Herkunft — steht schon für ihn bereit. Wenige Minuten später

So soll die Stalinallee vom Strausberger Platz bis Alex aussehen. Niedrige Geschäftsbauten, hohe, moderne Wohnblocks, dazwischen viele Grünflächen



700 Besuchern wird das Restaurant „Moskau" Platz bieten. Neben dem eigentlichen Restaurant werden die Gäste Weinabteilung, Teestube und eine Tanzbar vorfinden

Höhepunkt des ersten Bauabschnittes: Das neue Hotel „Berlin-Tourist", dreizehn Stockwerke hoch, mit 400 Betten. Rechts ein Kino mit 600 Plätzen



dreht sie schon auf Heimatkurs. Unseres Mannes Blick umfängt noch einmal das imponierende Gesamtbild des Großberliner Flughafens mit seinen weitläufigen, blendend weißen Bauten, seinem viele Kilometer langen Pistennetz und den zahlreichen Maschinen, unter denen die mächtigen silbernen Leiber der nun schon etwas veralteten TU 114 und ihrer jüngeren, noch leistungsfähigeren Schwestern dominieren.

Auf seinem vergleichsweise gemütlichen Heimflug hat unser Mann, der an kosmische Geschwindigkeiten gewöhnt ist, genug Gelegenheit, die Landschaft unter sich zu betrachten. Auch sie hat sich verändert — mancherorts in überwältigender Weise. Aus den dunklen Flecken der Wälder heben sich neue Industriebetriebe hervor, gigantische Anlagen „aus einem Guß", ohne das wirre, geschwärzte, in vielen Jahrzehnten zusammengestückelte Durcheinander alter Betriebe. Neben ihnen leuchten ihre Wohnstädte auf, großzügig angelegte, geradezu anmutig wirkende Städte, die zu seiner Zeit noch auf keiner Karte zu finden waren. Daneben breiten sich Sportanlagen und Parks aus; und wenn man genau hinsieht, kann man sogar erkennen, daß zum Ensemble dieser nagelneuen Industriestädte richtige „Erholungslandschaften" gehören, in denen vom Bade- und Segelstrand bis zum „Wandergarten", vom Bungalowdorf bis zum großen Ferienheim alles zu finden ist, was die Bevölkerung einer sozialistischen Stadt zu ihrer Erholung in ihrer Nähe braucht.

Die hellen Bänder neuer Verkehrswege durchziehen das weite Land. Und auch dieses Land selbst ist nicht mehr das alte geblieben: Deutlich tritt der Zug zur größeren Zusammenfassung hervor; weiter dehnen sich jetzt die bearbeiteten Flächen mit verschiedenem Bestand. Die Dörfer leuchten frischer hervor, und fast überall kann man Komplexe neuer, geräumiger Gebäude erkennen. Auch diese ländliche Welt, die sich wie der Inhalt einer unerschöpflichen Spielzeugschachtel unter ihm wegdreht, trägt unleugbar einen Zug zu einer höheren, vernünftigeren Ordnung, eine klarere Gliederung und dabei eine farbigere Sauberkeit zur Schau, als er sie in Erinnerung hat.

Das Neue herrscht überall vor

Ganz gleichgültig, in welcher Richtung er unsere Republik überfliegt: überall wird unser heimgekehrter kosmischer Odysseus ähnliche Beobachtungen machen können. Und wenn er, begeistert empfangen, in seiner Bezirksstadt eintrifft, wird er dort — wie überall im Umkreis seiner näheren Heimat — ähnliche Veränderungen wie in Berlin und drumherum feststellen können. (Nähere Einzelheiten sind in den Siebenjahrplänen des jeweiligen Bezirks und Kreises nachzulesen!) Dabei stellen seine hier skizzierten Eindrücke nur ganz schmale Streiflichter aus unserer Wirklichkeit von 1965 dar.. Daß unser Weltallreisender dabei oft erstaunt den Kopf schüttelt, kann uns keineswegs veranlassen, das gleiche zu tun. Denn er übersprang sozusagen die entscheidenden sieben Jahre. In dieser Zeit aber verändert sich unsere Welt so einschneidend und umfassend, daß man geradezu von einer Verwandlung sprechen kann. Auf vielen Gebieten werden die Fortschritte entscheidender, weittragender, erstaunlicher sein als sonst in einem ganzen Menschenalter.

Das zeigen einige Schlüsselzahlen. Die Bruttoproduktion der Industrie steigt bis 1965 von 57 auf 110 Milliarden an. Eine solche Steigerung gab es bisher in Deutschland noch nicht. Das ist fast das Doppelte von 1958. Und das bedeutet: Allein die Mehrproduktion des Jahres 1965 beträgt fast soviel wie die gesamte Produktion von 1958!

Aber diese fast verdoppelte Menge an Industrieerzeugnissen aller Art wird außerdem anders als 1958 beschaffen sein: Ob es sich um Werkzeugmaschinen oder Personenautos, um Fernsehschränke oder Textilien handelt — sie werden alle „auf der Höhe ihrer Zeit" stehen, das heißt technisch, leistungsmäßig und geschmacklich dem höchsten Weltniveau entsprechen.

Oder: 142 Milliarden DM Investitionen bis 1965 — das bedeutet Hunderte neue und Tausende erneuerte Großbetriebe; Hunderttausende Wohnhäuser, Schulen, Krankenhäuser, Heime, Kulturbauten; Hunderttausende neue Maschinen und Geräte, Einrichtungen und Bauten in der Landwirtschaft; Hunderte von Bahnhöfen, von Großgaragen, von Schiffen und Hafenanlagen, Zehntausende von Kilometern neuer Bahnen und Straßen im Verkehrswesen. Das alles aber wird technisch höchst fortgeschritten, zweckmäßig, schön, im besten Sinne modern sein. Es verändert damit nicht nur durchgreifend unser Leben und unsere Umwelt, sondern bildet gleichzeitig die Voraussetzung für noch weitergreifende Fortschritte.

In diesen neuen Städten und Fabriken aber wird sich gleichzeitig die Fähigkeit, auf sozialistische Art zu leiten und zu lehren, zu arbeiten und zu leben, weitgehend herausbilden und allgemein durchsetzen. Viele hemmende Erscheinungen, die wir unter dem Begriff „Übergangsschwierigkeiten" zusammenfassen, werden dabei verschwinden und nicht länger den Fuß des Fortschritts hemmen.

Viele solcher Veränderungen werden sich ergeben, die aus den Zahlen unseres großen Planes nicht einfach abzulesen sind; die weltpolitisch bedeutsame „Gewichtszunahme" nicht zuletzt, die unsere Republik in ganz Deutschland und in der internationalen Arena zu verzeichnen haben wird. Unserem kosmischen Heimkehrer, würde es ihn geben, müßten sie auf Schritt und Tritt auffallen.

Uns selbst freilich wird diese großartige Verwandlung kaum bewußt werden, weil wir sie täglich mitbewirken und miterleben. Für unser Leben, für unsere weitere Zukunft aber wird sie höchst wirksam sein — gerade diese Siebenjahrplanperiode und ihre Ergebnisse!

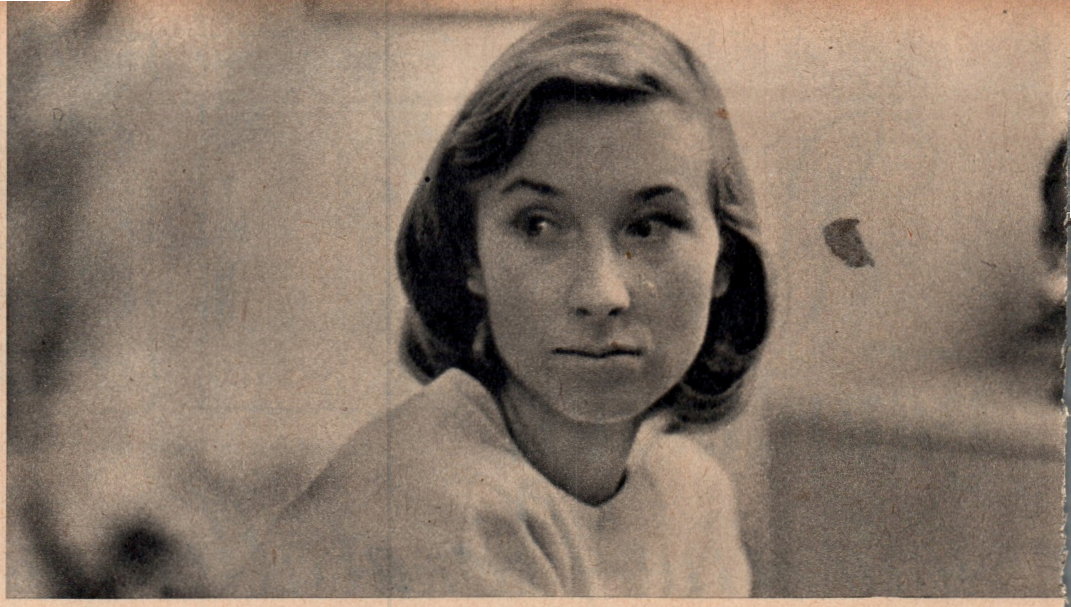
Ilse und Rolf am Beginn ihrer Laufbahn

Der Hauptmann und seine Primaballerina

Kaffeestunde bei Ilse Hurtig und Rolf Ludwig in ihrer Berliner Wohnung

Das Ehepaar Hurtig-Ludwig besteht aus zwei Hauptteilen: Ilse Hurtig (Gemahlin und Tänzerin) und Rolf Ludwig (Gemahl und Schauspieler). Ilse Hurtig stammt bekanntlich nicht aus Ilsenburg — sowenig wie Rolf Ludwig aus Ludwigslust. Der eheliche Geburtsort liegt vielmehr im Schoße der Ostsee, südlich der schwedischen Küstenstadt Karlskrona und nördlich der Insel Bornholm, genau auf der Mitte einer gedachten Verbindungslinie zwischen Stockholm und Berlin.

Man begreift, daß „ehelicher Geburtsort" nichts anderes ist als eine theoretische Verallgemeinerung zweier einzelner Geburtsorte. Rolf Ludwig kam in Stockholm zur Welt, wurde wenige Jahre später absolut unskandinavischer Sachse und pilgerte schließlich nach Berlin, um dort Ilse Hurtig lieben, (ver)loben und heiraten zu können. Dieselbe hatte früher mal in Berlin-Baumschulenweg das Licht der Welt erblickt (nicht in der Baumschule, versteht sich), geriet vom Baumschulenweg auf den norma-



„Unsere Ehe ist erstens komisch, zweitens glücklich!" meint Ilse

tiven Schulweg und machte, nur kurze Zeit Berliner Ballettschul-Debütantin, schnell ihren Weg zur Operetten- und später Opernbühne, wo sie augenblicklich engagiert ist.
Ilse und Rolf sind im Berliner Bezirk Friedrichshain zu Hause, nicht weit von der Weberwiese, genau dort, wo ein grauer Skoda unter der Laternengarage steht. Die Annahme, Rolf Ludwig wohne in Köpenick, ist irrig und beruht auf einer Verwechslung des Hauptmanns von Köln mit dem Hauptmann von Köpenick, der aber Heinz Rühmann heißt und ebenfalls nicht in Köpenick wohnt. Man kann nicht behaupten, daß die Zweizimmer-Neubauwohnung unseres aufgespürten sechzigjährigen Ehepaars (die Aufteilung der Lebensjahre auf die Ehepartner ist freiem Ermessen überlassen) ein Zeugnis sei für wohnungsamtliche Begünstigung der schauspielernden und tanzenden Intelligenz. Bei Hurtig-Ludwigs — das sieht der Besucher mit einem Blick — gibt es keine feudale Großraumwirtschaft. Auch fehlt jedes angeberisch-snobistische Getue. Hier haben die Gevattern Prunk & Protz keine Heimstatt, hier wird mit Wasser gekocht, und hier ist der Vierzigliter-Kühlschrank mal eben wieder genauso kaputt wie anderswo auch.

Bei einem Künstlerehepaar geht der Kühlschrank genauso kaputt wie anderswo

Freilich, von einer dürftigen, glanzlosen Atmosphäre im Hause Hurtig-Ludwig kann keine Rede sein: Alles, was sich dem Auge des Betrachters beut, vom handgebastelten exotischen Miniatur-Dromedar bis zum zierlosen Bücherschrank, ist geschmackvoll und gediegen.

Ginge es nur um das Porträt der Tänzerin Ilse Hurtig oder um ein Interview mit dem Schauspieler Rolf Ludwig — die Sache wäre halb so schwer. Ein komplettes Ehepaar indessen ist schon ein gar vertrackter Beschreibungsgegenstand, der sich von gewohnten Objekten durch manche Besonderheit unterscheidet. Laßt uns also wissenschaftlich an die Aufgabe herangehen: Ein Ehepaar (an sich) ist eine Einheit sich bedingender und widersprechender Duplizität. Beide Ehegatten zusammen bilden ein Ganzes, aber die Doppelexistenz hebt das Individuum keineswegs auf, sondern — mit Philosophie kommen wir keinen Schritt weiter.

Ilse Hurtig hat die Formel für ihre eigene Ehe längst gefunden: „Unsere Ehe ist erstens komisch, zweitens glücklich!“ Während sie dieses, durchaus ernsthaft, zum besten gibt, nickt Rolf Ludwig lebhaft und befindet sich — übrigens den ganzen Nachmittag über — in so engem Kontakt mit seiner Frau, daß die eben gehörte Glücksbehauptung nicht mehr widerlegt werden kann. Die Komik der Ehe dagegen ist nicht so augenfällig wie das Glück. Man muß da als Gast diskret sein und die Phantasie auf einige wenige Vermutungen beschränken.

Rolf erzählt von sich ohne Schnörkeleien. Er erzählt wie Sprudel vom Faß. Seine Gesprächslust ist naiv und sympathisch, sie hat nichts mit Quasselsucht zu tun. Während er springlebendig von Thema zu Thema hüpft, empfindet er, wie's scheint, ein ganz und gar uneitles Vergnügen am Spaß des irdischen Daseins. Rolf Ludwig ist und hat eine komödiantische Natur, er ist genaugenommen ein Rolf Lustig. Manche Leute sagen auch, er sei eine Neuauflage des vor tausend Jahren verstorbenen Namensvetters, sei Ludwig das Kind. Ilse und Rolf lernten sich — sie Balletteuse, er Buffo — 1950 am Berliner Metropol-Theater kennen. Sie heirateten mit feinem Gefühl am 21. Dezember 1956, an ausgerechnet jenem Tag des Jahres, der die längste Hochzeitsnacht verbürgt, und eine der verspäteten Folgen häuslichen Eheglücks ist die Tatsache, daß der Name Ilse Hurtig seit etwa einem Vierteljahr auf den Theaterspielplänen Berlins vorübergehend nicht zu finden ist. Deutlicher ausgedrückt: Wenn du, verehrter Leser, diese Zeilen zu Gesicht bekommst, hofft das glückliche Ehepaar, von dem hier die Rede ist, auch ein glückliches Elternpaar zu sein, und die schmale Zweizimmerwohnung beginnt dann in ihren Nähten zu platzen.

Rolf Ludwig hat sich schon einen Namen für das Kind ausgedacht: „Es müßte Lulu heißen! Falls es in der Schule mal nach seinem Namen gefragt wird, dürfte es ganz ernst ‚Lululudwig‘ antworten, und das wäre doch eine hübsche Antwort.“

Ilse findet ihren Mann etwas albern, aber nicht sehr. Sie ist empfänglich für anspruchslose Dreiviertelkalauer und hat auf diese Weise zur Stabilität ihrer Ehe mit dem geliebten Komödianten wesentlich beigetragen. Sie beurteilt die familiären Ereignisse des Monats Februar optimistisch und wünscht sich Zwillinge, damit sich die Sache lohnt. „Außerdem üben wir schon feste schmerzarme Geburt“, verrät Vateranwärter Rolf Ludwig. „Und eine Säuglingsschwester, die ich gut kenne, bringt mir ein paar Kniffe der Säuglingspflege bei!“

„Unentgeltlich?“

„Ich verschaff' ihr ab und zu eine Theaterkarte“, sagt Rolf.

„Und welche Reihe ist das Baby wert?“ wollen wir wissen.

„Na — so dritte, vierte Reihe, denk'ich, mindestens! Oder sogar Rang!“ taxiert Ehemann Ludwig.

Wie sie da so in ihrer Couchecke hockt, Ehefrau Ilse, läßt sie keinen Zweifel über ihre Fähigkeit aufkommen, ihren Mann so zu betrachten, zu kennen und zu nehmen, wie es beiden gut tut. Sie scheint von unendlicher Sanftheit, aber der Stil der Hurtig-

Die Erste Solotänzerin der Deutschen Staatsoper Ilse Hurtig bei der Probenarbeit

Ludwigschen Ehe beweist auch, daß Ilse über jenes Quantum Selbstbewußtsein und Selbstbehauptung verfügt, welches Voraussetzung ist für eine akzeptable Teilung der Rechte und Pflichten in Beruf und Haushalt.

Mann und Frau stehen im Beruf ihren Mann. Sie tanzt als Erste Solotänzerin der Berliner Staatsoper in den Balletts „Gajaneh", „Neue Odyssee" und „Lysistrata", und es ist so gut wie sicher, daß ihre vielbewunderte kultivierte Tanzkunst Beispiel und Lehre gewesen ist auch für die beruflichen Künste des Ehemanns, der sich — besonders als Truffaldino in Goldonis „Diener zweier Herren" — als Schauspieler und tänzerischer Equilibrist immer von neuem hervorragend bewährt. Rolf Ludwig, der Albert Hauptmann bzw. Hauptmann Albert in Slatan Dudows prächtiger und beklemmend aktueller Filmkomödie „Der Hauptmann von Köln", ist mit dieser Rolle im In- und Ausland schlagartig bekannt geworden. Er erhielt für seine große filmschauspielerische Leistung den Kunstpreis und bestätigt sie in abgewandelter Form noch heute vor dem Theaterpublikum der Berliner „Volksbühne", wo das Lustspiel als Bühnenstück weitergespielt wird. Außerdem ist Ludwig an der „Volksbühne" in vielen Shakespeare-Inszenierungen mit von der Partie: als Grumio in „Der Widerspenstigen Zähmung", als Schnock in „Ein Sommernachtstraum", als die beiden Antipholuse in „Komödie der Irrungen" und auch in „Macbeth". Man sah und sieht ihn außerdem in „Volpone", im „Richter von Zalamea", in der „Frommen Martha" und in zahlreichen anderen bemerkenswerten Aufführungen des „Volksbühnen"-Theaters, zu dessen Ensemble Rolf Ludwig seit Jahren gehört. Wie gut er seine Aufgaben als Schauspieler bewältigt, bestätigt Ilse Hurtig so: „Wenn ich mal tüchtig Respekt vor meinem Mann haben will, geh' ich ins Theater — zu ihm!" Eine erfrischende Ehe-Dialektik.

Übrigens hat sich Rolf Ludwig auf der Bühne sehr schnell bewährt. Man kann diesen Umstand auf Ludwigs Theater-Herzblut zurückführen, denn er ist Schauspieler aus Leidenschaft und ohne Prüfung. Gelernt hat er Karto-Lithographie, Theaterspielen dagegen nie. Er konnte es einfach. Als Jäger Werni in „Wilhelm Tell" war er mal sehr aufgeregt. Er ist — kaum weniger als Lampenfieber-Dauerabonnentin Ilse Hurtig — immer aufgeregt, wenn er auf der Bühne steht. An der Stelle nun, wo er zu Baumgarten hätte sagen sollen: „Ihr seid mit Blut befleckt, was hat's gegeben?" extemporierte er reimversessen: „Ihr seid mit Blut beschmiert, was ist passiert?" Gewiß, es gibt in der Theatergeschichte noch kuriosere (erfundene) Versprecher, aber dieser hier ist wahrhaftig wahr.

Du siehst, geschätzter Leser, wie schwer es ist, immer nur von der Ehe als einer Einheit zu sprechen, da man es doch im konkreten Fall mit zwei Persönlichkeiten der darstellenden Kunst zu tun hat. Immerhin gibt es derart viele Hurtig-Ludwig-Ehegemeinsamkeiten, daß sie gar nicht alle aufgezählt werden können: 1. Beide Ehepartner essen am liebsten handfeste Sachen wie Eisbein, Erbsen mit Speck, viele Gewürze und Tomatengerichte. Wenn er spät nachts nach Hause kommt, kocht er sich noch einen kräftigen Eintopf. Sie steht auf und hilft die Suppe auslöffeln. 2. Sie gehen gern in den Tierpark. 3. Als leidenschaftlicher Sportler (er war mal aktiver Fußballer) hockt er gern am Fernsehapparat und vergnügt sich an Sportreportagen. Gattin Ilse besteht nicht darauf, ihren Mann umzustimmen. Sie geht inzwischen Geschirr spülen. Gatte Rolf kommt später abtrocknen. 4. Jeder besucht jeden in dessen Theater. 5. Die zwei sind immer nett zueinander.

Unerfüllte Wünsche? Eine ganze Menge. Ilse: „Ich möchte einerseits Zeit haben, zwei bis drei fremde Sprachen zu lernen. Andererseits wäre mir fast noch lieber, es gäbe bei der Staatsoper mehr Ballettabende als bisher, damit die Zahl der Einsätze in besserem Verhältnis zum Probenpensum steht." Und Rolf: „Chansons singen, kleine alltägliche heitere Balladen, vielleicht in einem neuen literarischen Kabarett. Dann mehr verreisen — privat und beruflich. Das „Teufelskreis"-Gastspiel in Wien ist schon lange her und macht das Kraut nicht fett. Vor allem aber wünsche ich mir eine kluge Programmkoordinierung der Berliner Bühnen und der DEFA, damit ich wegen meiner Bühnenverpflichtungen nicht immer wieder verhindert bin, eine mir plötzlich angebotene Filmrolle zu übernehmen!"

Ilse Hurtig wünscht sich außerdem eine kleine Winterpause. „Ja", sagt Rolf zu dieser Frage, „es ist die Tragik des Schauspielers, daß er wegen der winterlichen Theatersaison nie zum Wintersport fahren kann. Mal richtig wieder Ski laufen — das wär' schön!"

Immerhin gibt es einen neuen DEFA-Film, an dem Rolf Ludwig trotz fleißigen Bühneneinsatzes mitkurbeln durfte: „Das Leben beginnt", ein Streifen zum Problem der Republik-Ärzteflucht, den Jeanne und Kurt Stern geschrieben haben. Auf die Premiere freuen sich Hurtig-Ludwigs sehr.

Als wir uns verabschieden, erweckt noch eine riesige Blumenschale mit weißblühendem Mandelzweig unsere Aufmerksamkeit.

„Hochzeitsgeschenk am einundzwanzigsten Dezember von meinem Mann", sagt Ilse Hurtig. Rolf Ludwig wirft sich stolz in die Brust: „Ja, von mir!" Er schwankt dabei ein wenig zwischen Grandezza und leiser Verlegenheit, kurz, er macht genau den Eindruck jenes seltenen Exemplars Ehemann, der den Hochzeitstag seiner Frau nie, unter gar keinen Umständen vergessen wird.

Hansgeorg Stengel

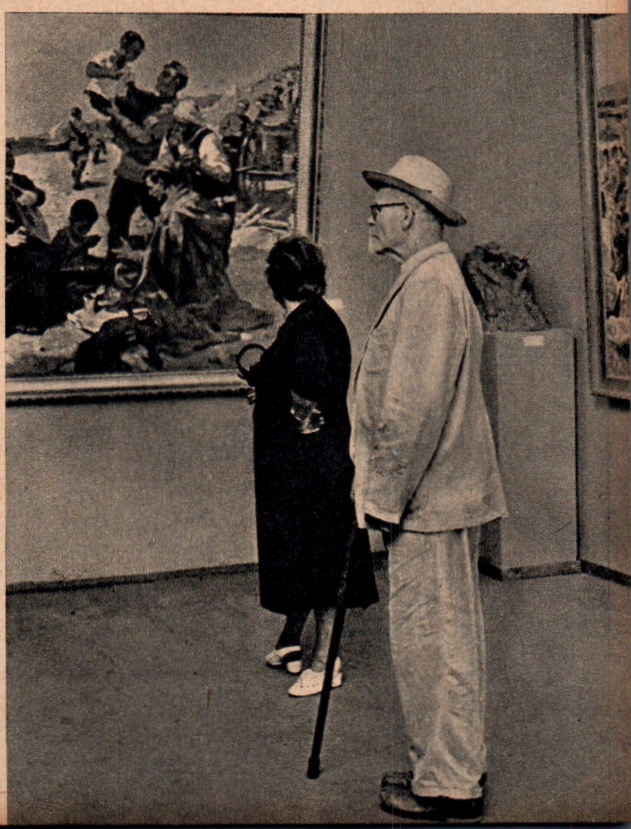
Verliebt in ein Gemälde

Beobachtungen in der Moskauer Tretjakow-Galerie

In einer Nebenstraße, unweit der Moskwa, die Türme des Kreml grüßen noch herüber, liegt die Tretjakow-Galerie. 1856 wurde sie gegründet und war bald die bedeutendste Sammelstätte russischer Kunst. Heute gehört das Museum zu den größten Galerien der Welt. Eine besondere Eigenart der Tretjakow-Galerie, die sie mit allen anderen Kunstsammlungen des weiten Sowjetlandes teilt, besteht darin, daß sie nicht nur eine Sammel- und Pflegestätte nationaler Kunst und eine gewichtige Forschungsinstitution ist, sondern eine Volksbildungsstätte in des Begriffes wahrstem Sinne. Ein Besuch dieses vielräumigen Gebäudes ist immer ein Erlebnis. Nicht nur der Entdeckungen wegen, die man dort über die Entwicklung der russischen und sowjetischen Kunst machen kann. Vielmehr läßt sich dort auch beobachten, welch tiefe und innige Beziehungen die sowjetischen Menschen zu ihrer Kunst haben.

Ich kenne viele Moskauer. Ein jeder von ihnen hat in der Tretjakow-Galerie seine Lieblinge, die er — so wie er immer wieder einmal einen ganz bestimmten Roman zur Hand nimmt — im Jahre wenigstens ein- oder zweimal besucht, die er dann auf sich wirken läßt, mit ihnen Zwiesprache hält, um nach einem Stündchen bereichert nach Hause zu gehen. So ist denn in den vielen Räumen, in großen Sälen und intimen Kabinetten, ein ständiges Kommen und Gehen, ein Unterhalten und Debattieren. Man streitet sich um die Werke, die einem gefallen oder für die man kein Verständnis findet. Und wem sich dieses oder jenes Bild innerlich nicht erschließt, der

Vor zeitgenössischen Werken. Denkt die Frau an den Sohn, der ihr im Kriege gefallen? Erinnert sich der Alte an die Jahrzehnte des Beginnens, in denen er jung und rüstig war? Die zeitgenössische Kunst zieht die sowjetischen Menschen genauso an wie die vergangener Zeiten



fragt ganz einfach seinen Nachbarn. Der erklärt nach Kräften, andere kommen hinzu, Junge und Alte, Studierte und Unstudierte, — jeder gibt sein Scherflein. Ein Kunstkolleg neuen Stils! Und wenn man sich als Ausländer fürwitzig vordrängt, um genau zu hören, wie temperamentvoll da gesprochen wird, so kann es einem passieren, daß man unverzüglich in den Disput einbezogen wird. Dolmetscher finden sich schnell. Einmal befand sich in der Gruppe, in die ich mich gemengt hatte, keiner, der deutsch sprach. Aber einer sprach englisch. Wir holperten uns so durch, er übersetzte, was ich sagte, auch das, was die anderen beisteuerten. Ein andermal zog mich eine Frau, sie war vom Lande, unweit von Moskau, in den Ikonensaal. Sie sprach etwas Deutsch.

▲ *Es scheint, die höfisch Kunst des alten Rußlands ist sein Sache nicht*

▲ *Das Mädchen steht vor den Werken Rubljows, des größten russischen Ikonenmalers. Er wirkte in einer Zeit, von der sich das Mädchen kaum eine Vorstellung machen kann. Die Kunst ist ihre Brücke zum Verständnis der Vergangenheit*

Ein Disput ist im Gange. Menschen fanden sich zusammen, die sich vorher nie gesehen. Der Erklärer ist kein Führer des Museums, sondern einer der vielen Besucher ▼

Ihr Weg führte zu einer Nowgoroder Ikone, der „Gottesmutter vom Don". Sie ging vermutlich aus der Schule des Theophanes hervor und weist sich durch ihren lyrischen Charakter, das vermenschlichte Antlitz, auch durch die fließenden Linien der Silhouette und die Intensität der Farben als Werk eines russischen Meisters aus, wesentlich frei von byzantinischen Einflüssen. In der russischen Kunst des 14. Jahrhunderts findet man ihresgleichen nicht. Die Frau empfand den emotionalen Reichtum dieses Werkes. Sie erzählte mir seine Geschichte. Die Ikone sei, so berichte die Legende, um 1380 vor einer Schlacht dem Dmitri Donskoi von den Donkosaken geschenkt worden. Iwan der Schreckliche habe die Bildtafel beim Kasaner Feldzug mitgeführt, und 1591 sei sie während der Schlacht gegen Kasy-Girei auf das

▲ *Der Mann auf der Bank sieht und hört nichts von den vielen Menschen, die im Saale sind. Für ihn gibt es nur ein Bild*

Kampffeld getragen worden. Die Schlacht vor den Toren Moskaus verlief siegreich, man sprach den Erfolg der Ikone zu. Die Frau, nicht mehr jung, aber auch noch nicht alt, erzählte noch viel. Nein, sie habe nicht Kunst studiert, gab sie auf meine Frage zurück, sie arbeite auf einem Kolchos, sei für die Kulturarbeit dort verantwortlich. Doch schon ihr Vater habe sie vor diese Ikone geführt, freilich, gelesen habe sie auch etwas darüber. Die Ikone gehöre neben den Schöpfungen Surikows zu ihren Lieblingswerken in der Galerie.

Ich traf viele solcher Frauen und Männer. Ein Moskauer Lehrer und ein Maschinenbaustudent machten mir an den Gemälden Lewitans den Charakter der russischen Landschaft verständlich, andere begeisterten sich vor Repins Gemälden. Und stolz sprachen sie von den Werken der Sowjetepoche, die ihre eigene Geschichte zum Gegenstand haben, in denen sie sich wiederfinden, in denen die Söhne die Taten der Väter nacherleben, um sie besser zu verstehen. Sie identifizieren sich mit diesen Schöpfungen und lieben sie.

Woher kommt die große Wirkung dieser Kunst? Warum wird die Tretjakow-Galerie täglich von Tausenden von Menschen besucht, und weshalb stehen zuweilen Menschenschlangen vor dem Eingang? Der Schlüssel zum Verständnis dieses Phänomens, das in der ganzen Welt Bewunderung erregt, liegt in der Volkstümlichkeit und der sich daraus ergebenden verständlichen Sprache der russischen und sowjetischen Kunst, in der Volksverbundenheit ihrer großen Meister. Es zeugt aber auch von der hohen Kultur der Sowjetmenschen. Die innige Verbindung zwischen Volk und Künstlern ist der nie versiegende Quell russischer Kunst gewesen, in ihr wurzelt auch die Kraft der sowjetischen Malerei.

Text: Lothar Lang

Foto-Reportage von Evelyn Richter

Zwei Frauen vor der Nowgoroder Ikone „Gottesmutter vom Don". Vielleicht kommen die beiden aus der Dongegend? ▼

Von einem türkischen Esel

und anderen Erlebnissen in Bulgarien erzählt der Schauspieler Edwin Marian

Manfred Krug versucht es mit gutem Zureden

Weißgetünchte saubere Häuschen, eine türkische Moschee, ein Museum und ein Hotel, das ist das kleine bulgarische Städtchen Waraza im Balkan-Gebirge. Ringsumher kahle Berge und Sonne, Sonne. Hier schlug die DEFA für einige Wochen Quartier auf, um den Spanienfilm von Walter Gorrish „Fünf Patronenhülsen" zu drehen. Er berichtet von sieben Kämpfern der Internationalen Brigaden, die vom Feind überrannt sind und sich zu den eigenen Linien durchschlagen müssen. Einer von ihnen wird versprengt, der Kommissar tödlich verwundet. Vor seinem Tode gibt er jedem der fünf Kämpfer in einer leeren Patronenhülse den Fetzen eines Zettels. Er sagt ihnen, daß er den Aufmarschplan des Feindes enthalte. Alle fünf kämpfen sich unter unmenschlichen Bedingungen zu den eigenen Linien durch.

Frank Beyer führte Regie, und mit mir filmten Erwin Geschonneck, Manfred Krug, Günter Naumann, Arnim Mueller-Stahl, Ernst-Georg Schwill und Ulrich Thein.

★

Jeden Tag ging es mit dem Bus und den Materialwagen hinein in die Berge. Allerdings nicht bis zum Aufnahmeort wie in Babelsberg, wo man seinen Wagen direkt vor dem Atelier parken kann. Schwer bepackt, jeder trug seine Requisiten selbst, kraxelten wir bis zu einem entlegenen Gebirgsmotiv. Meist waren wir schon k. o., ehe die Dreharbeiten begannen. Diese Plackerei und eine heruntergelassene Bahnschranke waren schuld, daß Anne-Katrin Bürger und Ulli Thein heute in Berlin-Biesdorf ihre zweifelhafte Freude an einem Haustier haben. Wir fuhren zum Drehen, als besagte Bahnschranke uns zum Halten zwang. Auf dem Markt nebenan entdeckte Manfred Krug etwas, das ihn sofort faszinierte. Ulli Thein mit Geschrei hinterher. Wir hörten nur noch „Hundertfünfzig — top!", und dann standen beide mit einem ausgewachsenen Eselsjungen vor uns. Am Drehort wurde er von allen begutachtet. Manche begrüßte er wie alte gute Bekannte. Dann begann der Aufstieg — den kein Esel sonderlich liebt — zu dessen Erleichterung sich aber Krug und Thein das Tier gekauft hatten. Zunächst rührte er sich nicht von der Stelle. Trotz Bitten und Drängen der neuen Besitzer verfiel er schließlich in völlige Apathie. Gottergeben nahm Manfred Krug das gewichtige Eselsbaby auf den Rücken, und ab ging es in höhere Gefilde. Das war das Ei des Kolumbus, denn laut erklang jetzt das frohe „Ia, ia" des Esels.

★

Meine beiden reizenden jungen Dolmetscher

War eine drehfreie Stunde, ging ich in Waraza spazieren und — drehte. So für mich privat. Eine junge Studentin beobachtete mich eines Tages dabei und bat mich, sie zu fotografieren. Als Dank versprach sie, für mich zu dolmetschen. Sie sprach fließend deutsch. Nun hatte ich zwei Dolmetscher, denn ich hatte vorher schon einen Studenten zu diesem Zweck gewonnen. Bis ich nach einigen Tagen bemerkte, daß sie mehr bulgarisch miteinander sprachen, als deutsch mit mir. Und in einem Ton, der mir für die Übertragung unserer nüchternen Arbeitskonversation zu zärtlich klang. Eines Abends sah ich sie Hand in Hand im Park von Waraza spazierengehen.

★

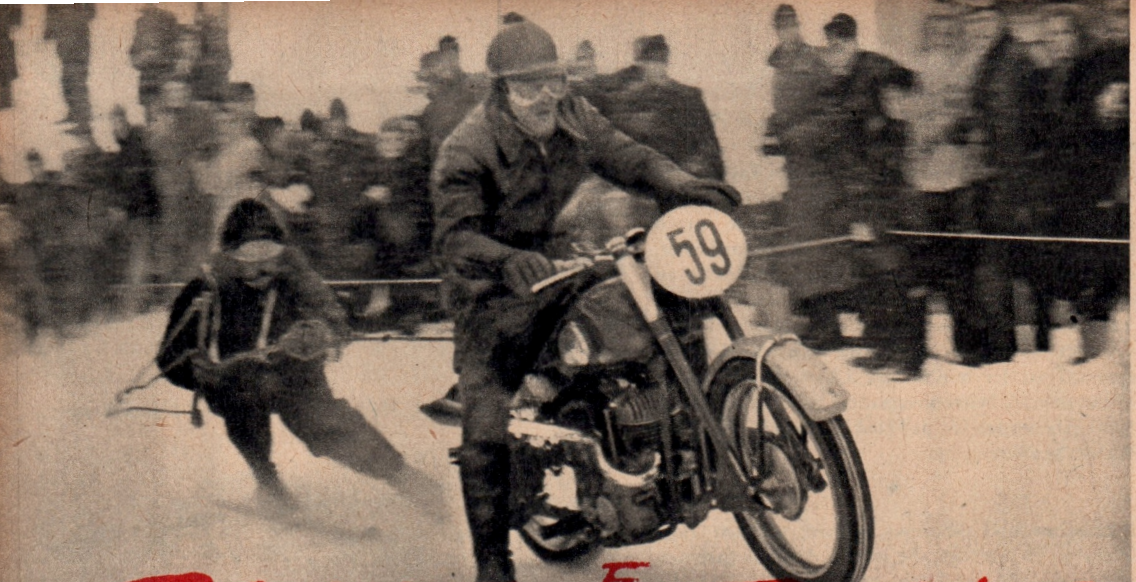
Inzwischen sind die arbeitsreichen, schönen Tage in Bulgarien beendet, die letzten Atelieraufnahmen sind abgedreht, und ich warte auf den Tag der Premiere. Ich hoffe, daß Ihnen unser Film gefallen wird.

Waraza mit Hotel, Museum, Moschee und hohen Bergen

Erwin Geschonneck und ein bulgarischer Hirte

Edwin Marian – „Achtung – Aufnahme!"

Ulrich Thein als Kämpfer der Internationalen Brigaden



SKIJÖRING

Lange Zeit hindurch hatten die Anhänger des Skisports schwitzend und ohne zu murren die mühsame Kraxelei in Kauf genommen, ohne die es nun einmal keine Abfahrt gab. Mehr und mehr aber mißfiel ihnen allmählich, daß die Mühen in keinem Verhältnis zu ihren ins Verwöhnte geschraubten Ansprüchen standen. Mit kurzen Worten: Die stundenlange Kletterei, die mit einer zwar zünftigen, aber nur minutenlangen Abfahrt belohnt wurde, war ihnen zu sauer!

Da erhörte Skigott Ullr, der Schutzpatron der Skiläufer, das Seufzen seiner schon nach Hunderttausenden zählenden Gemeinde und ließ die Ski- und Sessellifts erfinden. Fortan zogen schnurrende Motoren gegen bare Münze die Skiläufer in Minuten dort steil bergan, wo früher einmal der ganze Vormittag mit keuchendem, schweißtreibendem Aufstieg vergangen wäre.

Aber noch immer war der Skiläufer im Flachland auf seine Muskelkraft angewiesen, bis sich jemand der überlieferten Gebräuche aus dem nördlichen Skandinavien erinnerte. Was dem Mitteleuropäer der Skilift, ist dem Lappen sein Rentier! Schon in ziemlich alter Zeit war man im Land der Mitternachtssonne dazu übergegangen, sich auf Skiern hinter Rentieren durch die Tundren ziehen zu lassen. Je mehr sich diese Fortbewegungsart nach Süden ausbreitete, um so mehr verdrängte das Pferd das Ren. Geblieben ist bis heute die alte norwegische Bezeichnung für diese kraftsparende Beförderungsmethode: Skijöring!

Die wörtliche Übersetzung dieser Bezeichnung ist umstritten. Nun gibt es zweifellos Menschen, die jetzt im festen Vertrauen auf unsere Nachschlagewerke zu Duden und Brockhaus greifen. Sie werden enttäuscht werden: Man findet zwar — entsprechend dem Alter des befragten Buches — die verschiedensten Schreibweisen, von Ski-Jöring über Schid-Chöring und Skid-Köring bis Ski-Körning, aber gemeint ist immer dasselbe, das Sichziehenlassen von Skiläufern durch Pferde, Autos oder — Motorräder!

Die Einbeziehung der Motorräder in den Kreis jener „Zug-Mittel" der Skiläufer, die vom Rentier des Polarkreises bis zur hochgezüchteten MZ aus Zschopau reichen, stellt gewissermaßen eine Reverenz des Sports gegenüber der Technik dar. Immerhin war es ein ziemlich langer Weg vom Rentier zur hochtourigen Rennmaschine.

Wem es hinter der brav dahintrabenden „Lotte" oder „Liese" zu uninteressant, weil zu langsam, wurde, der sattelte um und spannte sich hinter das schon raschere Auto. Wenn dann gar ein Freund vielleicht ein schnelles Motorrad vorstellte, war es meist bis zu ersten tastenden Versuchen auf Schneeasphalt nur noch ein Schritt.

Was als „wilder Sport" jedenfalls andernorts noch heute von jeder „weißen Maus" unnachsichtlich mit 5,— DM Buße geahndet wird, ist in den Wintermonaten im Gebiet des Erzgebirges zu einem legalen Wettkampf ausgeartet, bei dem die Verkehrspolizei achtsam Hunde und Kinder von der Piste fernzuhalten trachtet. In den Wochen, da Wintersportmeisterschaften, große Schanzenduelle und Eishockeyschlachten von Oberwiesenthal bis Rostock die Menschen fesseln, beginnen auch die Skijöring-Spezialisten mit dem Fertigmachen ihrer Maschinen.

Im allgemeinen hält der Laie den Motorsport meist für eine ausgesprochene Sommersportart. In den frühen Frühjahrsmonaten aber beginnt in den Werkstätten in und um Zschopau ein reges Leben. Jeder Skijöring-Fahrer hat seine eigenen Erfahrungen und Kniffe. Da werden dann Maschinen an den Start geschoben, deren Vorderreifen aussehen wie überdimensionale Vorbilder jener Apparate, mit denen Großmutter früher die Schnittmuster ausradelte. Sie sind mit „Eigenbau"-Spikes versehen, die aus alten Schrauben mit Muttern und Unterlegescheiben auf den Mantel aufmontiert sind. Da um-

spannen Motorradketten die Reifen, da sichern sogar „alte Hasen“ die empfindlichen Felgen ihrer „fahrbaren Untersätze“ mit ausgedienten Fahrradschläuchen ab. Da sie nun gerade einmal beim Ausschlachten des Drahtesels waren, kommen auch gleich noch dessen Ketten in möglichst regelmäßigen Abständen, mit Spikes verstärkt, ums Hinterrad, und die Maschine ist für den ersten Skijöring-Lauf „top-fit“. Ohne derart präparierte Reifen würde die Maschine auf dem spiegelnden Schneeasphalt nicht einmal bis zum Start kommen. Anfänger haben es sowieso nicht leicht, denn das Fahren mit „Anhänger“ will erst geübt sein. Die alten Fahrer aber gehen in teilweise atemberaubendem Stil über den Kurs.

Es sitzen deutsche Meister im Sattel dieser Maschinen. Einschließlich Horst Fügner ist oft die ganze Werkmannschaft aus Zschopau am Start. Skijöring ist ein Sport für Könner, Mutige und Nervenstarke, gute Fahrer sitzen im Sattel und stehen auf den schmalen Brettern. Wenn auf manchen Kurven weit über 80 km/h erzielt werden, wenn der Hänger trotz weicher, federnder Knie mit schlitternden, klappernden Ski bei einer Fahrtverminderung eingangs der Kurven oft über die ganze Breite der Bahn getragen wird, dann bedarf es schon der ausgewogenen Kunst beider Fahrer, um ohne eine Zehntelsekunde Zeitverlust oder gar Sturz die Piste trotzdem voll auszufahren.

Wer heute vom Skijöring hört oder spricht, wird

▲ *Skijöring hinter einem Doppeldecker: eine Sportsensation der zwanziger Jahre aus Kanada*

◀ *Skijöring hinterm Pferd ist besonders in Schweden ein beliebter Sport*

meist sein Haupt ehrfurchtsvoll neigen ob der respektgebietenden Zeiten, Fabrikmarken oder Namen, die in diesem Zusammenhang unzweifelhaft auftauchen. Man sollte aber dabei trotzdem den Blick nicht für die zwei verschmitzten Jungen verlieren, die in tiefer Hocke an einem langsam dahinschleifenden Pferdeschlitten hängen. In Oberhof vielleicht oder in einem mecklenburgischen Dorf. Auch sie treiben Skijöring! Wenigstens solange sich der Kutscher nicht umdreht.

Herbert Gast

Das Rezept des Wohlbefindens

Seit dem letzten Petticoat-Skandälchen*) war im Olymp nichts Nennenswertes mehr passiert. Venus flirtete neuerdings mit Adonis, denn Mars war im Zeichen der allgemeinen Entspannung in den Ruhestand versetzt worden und nicht mehr recht bei Kräften. Die letzten Rationierungen waren aufgehoben, und Juno befand sich ständig auf der Suche nach neuen Kochrezepten. Der olympische Fettverbrauch hatte enorm zugenommen und mit ihm der Umfang der Götter. Die ersten Herz-, Magen- und Gallenleiden stellten sich ein und rissen ein spürbares Loch in die Krankenkasse, während Äskulap mit seinen leider unwirksamen Schlankheitstees und Abmagerungskuren enorme Summen verdiente und sich einen neuen Import-Wolken-Wagen zulegen konnte. Der große Zeus aber fand zwar das Essen gut, den ganzen Olymp jedoch von Tag zu Tag langweiliger, so daß er beschloß, wieder einmal etwas zu unternehmen.

* * *

„... im Faschingskostüm versucht jeder das zu sein, was ihm sonst zu sein verwehrt ist", behauptete gerade ein als griechischer Philosoph verkleideter Jüngling, als drei auffallende Gestalten den Saal betraten: ein gewichtiger Leibjäger, eine sehr vollschlanke Haremsdame und ein gutaussehender Mann, der sich mit Rembrandtkappe und Palette als Künstler ausgab. Sie steuerten auf einen Tisch zu, an dem schon ein Teufelsweib, will sagen eine Dame in einem teuflischen Kostüm, saß. „Gestatten Sie? Zeus, meine Gattin Juno, unser Hausarzt Äskulap", stellte der Leibjäger sich und seine Begleitung vor. Das Teufelchen lachte ihn vergnügt an: „So ein Blödsinn! Na, macht nichts. Ich bin Marcellina, die Rote." „Man sieht es!" konterte Äskulap mit einem Blick auf die feuerroten Haarsträhnen.

Aber auch sonst war Marcellina durchaus bemerkenswert. Zwar gehörte sie schon einem etwas reiferen Jahrgang an, aber sie besaß Grazie und wundervoll geschwungene Linien überall da, wo man sie bei weiblichen Wesen zu suchen pflegt.

Diese unübersehbaren Vorzüge hatten es den beiden Männern sofort angetan, wofür Juno jedoch wenig Verständnis aufbrachte. „Ich möchte nur wissen, was du an der roten Person findest?" zischte sie. „Nichts, Liebling", beeilte sich ihr Ehemann zu versichern. „Zumindest nichts Überflüssiges!" fügte er undeutlich hinzu und dachte an die mehr oder weniger starken Fettwülste, die über die einengenden öffentlichen und intimeren Kleidungsstücke seiner besseren Hälfte quollen.

* * *

„Wir haben noch nicht zu Abend gegessen", erinnerte sich Juno und bestellte Spargelcreme, Karpfen blau und Puterbraten mit einer Extraportion brauner Butter. Auf den Nachtisch verzichtete sie. „Man muß ja etwas für seine Figur tun!" erklärte sie Marcellina. „Übrigens fällt mir ein, daß ich neulich einen ausgezeichneten Rehrücken gemacht habe ..." Der Leibjäger war immerhin Kavalier genug, die Rothaarige vor dem sich anbahnenden Küchenmonolog zu retten, indem er sie zum Tanz aufforderte.

„Ich möchte nur wissen, wie sie es macht, daß sie so schlank ist?" sagte Äskulap. „Das ist Veranlagung, da kann man nichts dafür", behauptete die Haremsdame und biß ein saftiges Stück aus der Puterkeule, die sie in der Faust hielt. „Wir Götter haben zwar den Nektar zum Jungbleiben", fuhr sie fort, „aber ein Mittel zum Schlankbleiben haben wir leider nicht. Aber ... sollte dieser schlanke Teufel eins haben?" „Fragen wir sie doch", schlug Äskulap vor. „Dummer Tölpel", entrüstete sich die Haremsgöttin. „Nicht einmal im Olymp würde eine Frau ihre Toilettengeheimnisse verraten!"

Zeus war es aus seiner Umgebung gewöhnt, daß die Damen nach wenigen Runden schnaufend auf ihre Sitzgelegenheit sanken und auf die nächsten fünf Tänze verzichteten. Marcellina aber wirbelte leicht und ohne Beschwerden über das Parkett, als sei sie

„Eigentlich bin ich vor einer halben Stunde heraufgekommen, um mich über den Lärm zu beschweren!"
(Aus „Punch")

* *siehe „Das Magazin", Nr. 4/59*

erst achtzehn. „Zuviel gegessen und zuwenig Bewegung gehabt, edler Leibjäger?“ neckte sie ihren Partner und tupfte ihm mit einem Tüchlein den Schweiß von der Stirn. Zeus hätte sich diese zärtliche Berührung stundenlang gefallen lassen, doch leider nahte der aufmerksame Hausarzt, der seinen Patienten erlöste, indem er mit dem Teufelsweibchen davontanzte. Woher er nur den Lipsi-Schritt kann? wunderte sich der olympische Seniorchef und kam sich ein wenig rückständig vor.

Inzwischen war Juno gesättigt und aktiv geworden. Vom Ober hatte sie erfahren, daß die Dame im Hotel untergebracht war. Es gelang ihr, das Nebenzimmer zu belegen, durch dessen Verbindungstür der Güteklasse zwei sie entscheidende Beobachtungen zu machen hoffte. Gar nicht so dumm! überlegte ihr Göttergatte, zwirbelte genießerisch seinen Leibjägerschnurrbart und ließ sich ebenfalls ein Zimmer in der gleichen Etage anweisen, indem er dem Ober, der keine Trinkgelder nehmen durfte, heimlich einen Fünfmarkschein zusteckte. Dann gab er Äskulap den Hausschlüssel zum Olymp und führte Marcellina an die Bar. — In Liebessachen sind sogar die Götter egoistisch.

* * *

Es war bereits sehr spät, als die Teufelsdirne, wie Juno sie nannte, endlich ihr Zimmer aufsuchte. Zur größten Enttäuschung der Beobachterin wurde das Licht sofort gelöscht. Doch dann geschah etwas, was ihr den Atem stocken ließ: Es trat noch jemand ein, der in der Dunkelheit nicht zu erkennen war, aber von Marcellina zärtlich und stürmisch begrüßt wurde.

Der Göttervater hatte eine unruhige Nacht. Er träumte, daß hundert kleine Teufelchen ihn zwickten, um sein Fett wegzumassieren. Ziemlich zerschlagen begab er sich am nächsten Morgen in die Frühstücksstube, wo seine liebe Frau ihn bereits wie ein schwefelgelbes Gewitter kurz vor dem Ausbruch erwartete. Doch bevor der erste Blitz niederfahren, bevor der erste Donner grollen konnte, trat der Ober hinzu: „Ich soll Ihnen diesen Brief überreichen.“ Erstaunt blickten die beiden sich an, öffneten den Umschlag und lasen gemeinsam:

Das Rezept
des Wohlbefindens

Iß nicht mehr, als dein Körper verbraucht, dann kann er nichts ansetzen!
Dr. med. Marcellina

PS. Bin zwecks Erprobung dieses Rezeptes mit der Kollegin zum Schikursus gegangen. Gruß Äskulap

Hannes Michael

Der Jüngste war siebzehn ...

Fortsetzung von Seite 16

Oberleutnant Kelm und Staatsanwalt Mertens begnügten sich nicht damit, die Kioskeinbrecher zu überführen, sondern sie machten sich sehr viel Gedanken darüber, was nun mit diesen jungen Menschen geschehen solle. Bei Macke und Bomme war die Sache einfach. Zehn Kioskeinbrüche ließen sich nicht mit dem Mäntelchen der Nächstenliebe zudecken. Hier war eine empfindliche Strafe am Platze, um ihnen klarzumachen, daß diese Art Jugendleben geradewegs zum Berufsverbrechertum führt. Anders bei Krümel. Er war kein Krimineller. Nicht Neigung zum Verbrechen, sondern die Sehnsucht nach Selbstbestätigung hatte ihn auf die schiefe Bahn gebracht. Bei ihm schien Erziehung notwendiger als Strafe. Unser Strafrecht sieht diese Möglichkeit auch vor, knüpft aber daran die Bedingung, daß gewisse Voraussetzungen für solche Erziehungsmaßnahmen geschaffen werden.

Wie und von wem kann aber ein nahezu erwachsener junger Mensch noch erzogen werden? Am ehesten durch Menschen, die ihn kennen und dazu bereit sind, sagten sich der Oberleutnant und der Staatsanwalt und unternahmen nun etwas, was wohl niemand erwarten wird. Sie gingen geradewegs in den Betrieb, in die Schlosserei, in der Krümel so lange gearbeitet hatte. Sie trommelten seine entsetzten Kollegen zusammen und stellten ihnen die überraschende Frage: „Wollt ihr euren jüngsten Kollegen nicht wieder bei euch aufnehmen und auf Vordermann bringen?“

Viele Stunden wurde diskutiert. Über die Frage, soll man es mit Krümel noch einmal versuchen, wurde man sich bald einig. Aber wie sollte diese Erziehung praktisch aussehen? Darüber gingen die Meinungen auseinander.

Halten wir hier nur das Ergebnis fest: Der BGL-Vorsitzende verpflichtete sich, Krümel auf einer Abendschule die Vorbereitung zum Ingenieurstudium zu ermöglichen; der Kollege, der Krümel die guten Ratschläge beim Feilen des Spezialdietrichs gegeben hatte, versprach, ihn in seine Motorsportgruppe aufzunehmen, und der FDJ-Sekretär verpflichtete sich, dafür zu sorgen, daß sich alle jungen Kollegen im Klubheim des Betriebes wohlfühlen.

Die wichtigsten Voraussetzungen, um Krümel von dem Herumlungern in Hausfluren und an Straßenecken abzubringen, waren damit erfüllt.

Das Strafverfahren gegen Krümel wurde eingestellt, und er wurde aus der Haft entlassen. Am nächsten Morgen schon stand er wieder an seinem Schraubstock.

(Nach Tatsachen frei erzählt. Alle Namen sind erfunden.)

Unsere aktuelle Umfrage:
Sind Sie ein unentdecktes Talent?
Fortsetzung von Seite 24

auch, aber schon zweimal wollte die DEFA mich nicht haben. Dabei kann ich bestimmt genausoviel wie die Domröse oder die Bürger. Und so schön bin ich schon lange. Es ist eben alles Schiebung, das richtige Talent kommt doch nicht zum Zuge."

Herr *Harry F.*, 29, Meisterhelfer, Berlin, versucht, im Gegensatz zu Fräulein Anita, nicht gleich die höchsten Götter. „Ich interessiere mich für jedes literarische Gebiet. Jahrelang schrieb ich Texte für unser Betriebskabarett, und in einer der nächsten Nummern der ‚Jungen Kunst' wird eine satirische Geschichte von mir veröffentlicht." Sie sehen, Fräulein Anita, es gibt eine Menge Möglichkeiten, und Sie müssen doch nicht gleich mit Ihrem gewiß reizenden Köpfchen durch die Wand des Besetzungsbüros der DEFA. Wie wäre es denn zunächst mal als Mitglied einer Laienspielgruppe?

Etwas ängstlich bin ich im Falle von Herrn *Peter Ch.*, 23, Maurer, Berlin. „Talent? Ich bin 1,85 m groß, wiege fast zwei Zentner und habe Muskeln wie ein Bär. Auf dem Bau kommt mir das natürlich gut zustatten. Aber sonst? Eine Zeitlang war ich im Boxklub, und mit Judo habe ich es auch versucht. Aber da geht alles stur nach Regeln, und die habe ich nie richtig begriffen. Ich bin mehr fürs Zupacken, wie es gerade kommt. Catcher wäre vielleicht richtig. Aber die gibt es bei uns nicht. (Gott sei Dank! D. Verf.) Also wohin mit meinem Talent?"

Lieber Herr Ch.! In Ihrem Falle sehe ich nur zwei Möglichkeiten: Entweder wir boxen von nun an ohne Regeln — was man dann auch catchen nennen könnte —, oder Sie bauen weiter Häuser. Ich habe mal vorsichtig 'rumgehört, allgemein ist man der Ansicht, daß Wohnungen nötiger sind. Haben Sie ein Herz für junge verliebte Ehepaare und bleiben Sie beim Mauerstein. (Wenn der Ihnen wirklich zu leicht ist, wie wär's denn mal mit Großblöcken?)

Dieter T., 19, Angehöriger der Nationalen Volksarmee, Oranienburg, versuchte sich als Rundfunkreporter. Er trug, ebenfalls bei der Veranstaltung in Hennigsdorf, mit viel Beifall eine komische Sportreportage vor. „Diese Reportage habe ich mal im Rundfunk gehört und dann allein daran geübt." Warum sprechen Sie nicht mal wirklich beim Rundfunk vor, Herr T.? Vielleicht funkt's.

Apropos funken, da gilt es, bei Herrn *Wilfried F.* eine Funkstille oder Sendepause zu unterbrechen. Herr F. ist 26 Jahre alt, Mechaniker aus Berlin. „Warum ich mich nicht an der Kulturarbeit beteilige? Weil ich keine Lust dazu habe. Ich gehe lieber zu Hause meinem Hobby nach. Ich funke!" Ursprünglich funkte Herr F. in der Gesellschaft für Sport und Technik als Amateurfunker. Aber dann gab's da irgendeinen Kurzschluß. Vielleicht kann irgend jemand doch wieder eine neue Sicherung einsetzen, denn zu Hause, Herr F., können Sie doch ohne Lizenz gar nicht senden, sondern nur empfangen. Das ist aber doch schade. „Denn ein Funker, der muß se-en-den." Ein bißchen SOS klingt aus den Worten von *Ursula G.*, 37, Sekretärin, Berlin. „Meine Liebe gehört der klassischen Musik. In der Kulturgruppe unseres Betriebes singe ich Lieder von Schubert und Brahms, auch Arien. Früher, in Dresden, gab ich Liederabende und studierte Gesang. Dann hörte ich auf mit dem Studium, weil mein Mann dazwischenkam. Es ist nicht gut, einen künstlerischen Beruf zu ergreifen, wenn der Mann andere Neigungen hat." Gegen solche Ehemänner allerdings nutzen die besten Talententdeckungsmöglichkeiten nichts. Dabei ist durchaus nichts dagegen einzuwenden, wenn zum Beispiel Frau *Margarete R.*, 53, Hausfrau, Rostock, sagt: „Was heißt Talent? Mein Talent liegt im Kochtopf." Kochen ist sicherlich ein Talent, und gute Köche gingen schon als Berühmtheiten in die Geschichte ein. Nur man sollte deshalb nicht jedes Talent in den Kochtopf werfen.

Einen guten Rat noch für Herrn *Gerhard S.*, 38, Kaufmann, Leipzig. Er meinte nämlich: „Gestern habe ich siebzehn Lagen Chikago gespielt, keine einzige bekommen und nicht betrogen. Wenn das kein Talent ist!" Ich bin, verehrter Herr S., da ein klein wenig ängstlich; denn wenn das wirklich Talent und kein Zufall gewesen sein sollte, dann kriegen Sie vielleicht noch mal großen Ärger.

Am Ende unserer Umfrage kann ich feststellen, daß nur sehr wenig Stimmen resigniert klangen. Niemand sagte etwa: „Wissen Sie, ich habe kein Geld und keine Protektion, was soll ich da erst probieren." Das ist ein erfreuliches Zeichen, denn es beweist, daß alle Talente heute bei uns die Möglichkeit haben, ans Tages- oder Rampenlicht zu kommen. Ich möchte da noch Herrn *Johannes D.*, 62, Kraftfahrer, Berlin, zitieren: „Talent zum Malen hatte ich schon von Jugend an. Aber meine Eltern wollten, daß ich einen ‚soliden' Beruf erlerne. So bin ich jetzt erst seit sechs Jahren in dem Mal- und Zeichenzirkel des Kabelwerkes Oberspree. Hier habe ich alle technischen Voraussetzungen bekommen. Seit 1953 werden meine Arbeiten in den verschiedensten Ausstellungen in Berlin und Leipzig gezeigt. Ich habe schon viele Preise und Anerkennungen erhalten. Den Beruf möchte ich aber nicht mehr wechseln, dazu bin ich zu alt. Außerdem gehöre ich noch dem Ausschuß zur Auswahl der Nationalpreisträger in Literatur und Kunst an."

Ein Wort noch zum Schluß. Es stammt nicht von mir, sondern ich zitiere noch einmal Frau *Margarete S.* aus Berlin: „Nicht jeder ist zum überragenden Könner geboren, aber seine Fähigkeiten allseitig ausbilden, das kann jeder."

Arno Schmuckler

DEMASKIERUNG-24 UHR

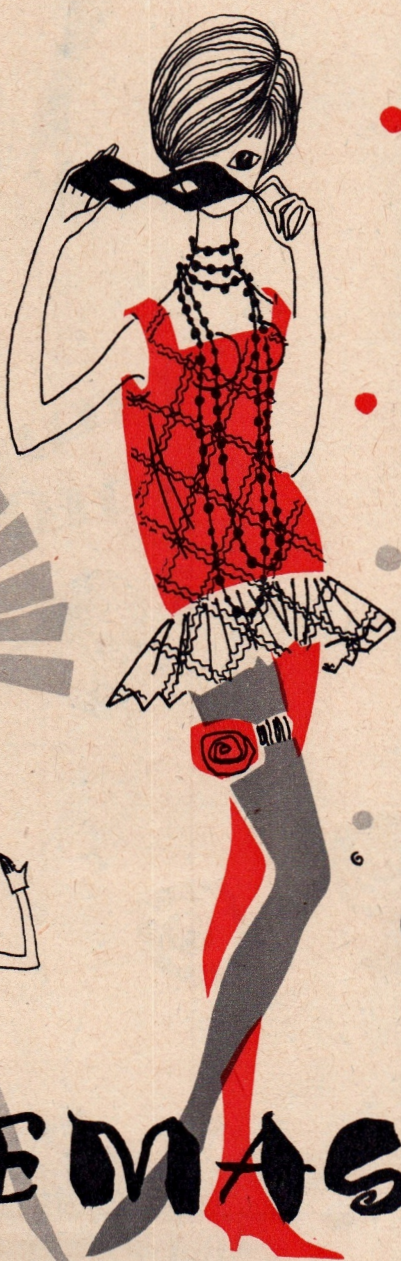
1

2

Was hinter originellen, eleganten, verrückten, durchaus nicht immer schwarzen Masken (siehe Zeichnungen 2, 5, 13, 14) bis 12 Uhr nachts rätselhaft hervorzwinkert, erweist sich nach der Demaskierung als noch schöner, noch charmanter, noch liebenswürdiger. Sicherlich. Allein — die schönste Maske macht noch keinen Fasching. Dazu gehört das Kostüm, die Bekleidung, welche das zu Hause gelassene Ich und die adoptierte Faschingsseele rechtfertigt. Wie unwichtig, als „was" man sich dem lustigen Treiben beigesellt! Hauptsache: originell jeder Herr; und schön — schöner — am schönsten jede Dame. Eine ungewöhnliche Kriegsbemalung hier (12, 17), ein extravaganter Kopfputz (5, 8, 12, 14, 16, 17) dort, ein verrückter Hut (18, 19, 20), bemalte, bestickte, verzierte farbige Strümpfe (1) oder Strumpfhosen — der phantasievollen Zusammenstellung sind keine Grenzen gesetzt. Ein anmutig oder frech drapierter (18) oder zusammengenähter Stoff (6, 7, 8, 9, 11, 14, 19) kann durchaus den aktuellen karnevalistischen Chic ausmachen. Mitunter auch zwei, drei, zehn Ketten (6, 17, 19), vielleicht die an ein Band genähten Glöckchen (7), die um den Hals geschlungenen (11), auf einer

5

3



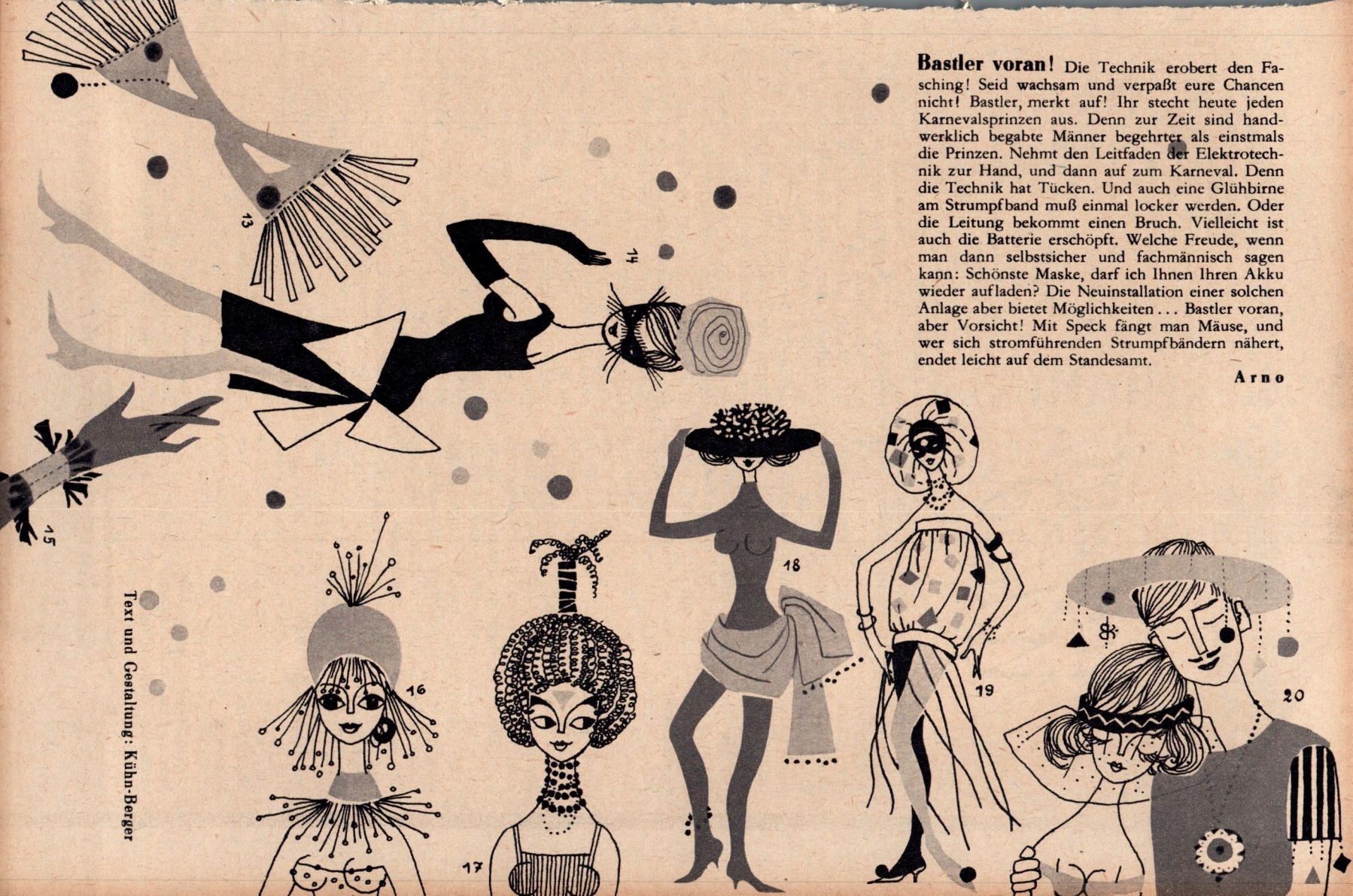
6

Kappe befestigten, wippenden Spiralen (9). Und weiter: Fransenperücken (7) oder solche aus aufgeräufelter Wolle (5, 17), aus gefärbter oder metallen bronzierter, auf einen abgeschnittenen Hutkopf geklebter Holzwolle oder Watte (10). Üppig gedrehte Stoffrosen für Kopf (14), Oberschenkel (6), Ausschnitt, Schuhspitzen, Handgelenk, und nicht zuletzt — hoch die technischen Bastler! — Glühbirnchen am Ohr (9), auf Gürtel (9, 11) und Strumpfband.

Wen es interessiert: 4, 11 und 10 (bemalt oder mit Band benäht) geben bei entsprechender anatomischer Abwandlung auch für männliche Faschingsteilnehmer gewiß einige brauchbare Anregungen.

Bastler voran! Die Technik erobert den Fasching! Seid wachsam und verpaßt eure Chancen nicht! Bastler, merkt auf! Ihr stecht heute jeden Karnevalsprinzen aus. Denn zur Zeit sind handwerklich begabte Männer begehrter als einstmals die Prinzen. Nehmt den Leitfaden der Elektrotechnik zur Hand, und dann auf zum Karneval. Denn die Technik hat Tücken. Und auch eine Glühbirne am Strumpfband muß einmal locker werden. Oder die Leitung bekommt einen Bruch. Vielleicht ist auch die Batterie erschöpft. Welche Freude, wenn man dann selbstsicher und fachmännisch sagen kann: Schönste Maske, darf ich Ihnen Ihren Akku wieder aufladen? Die Neuinstallation einer solchen Anlage aber bietet Möglichkeiten ... Bastler voran, aber Vorsicht! Mit Speck fängt man Mäuse, und wer sich stromführenden Strumpfbändern nähert, endet leicht auf dem Standesamt.

Arno



Text und Gestaltung: Kühn-Berger

Wahre Begebenheit

Nicht aus Mitleid

Nachdem ich mit meinen achtzehn Jahren die erste kleine Liebesenttäuschung überwunden hatte, schwor ich mir, von nun an der gesamten „Herrlichkeit“ nie wieder allzu freundlich zu begegnen. Ich war Verwaltungsangestellte und verbrachte meine Freizeit bei Sport- und Musikstunden, bei gemütlichen FDJ-Zusammenkünften oder zu Hause.

An einem dieser Abende lernte ich im Kreise netter Jugendfreunde Jürgen kennen. Es war nicht Liebe auf den ersten Blick. Gemeinsame Interessen führten uns zu echter Kameradschaft.

Erst lachte die Sonne alle Tage, und unsere Verlobung stand nach einem Jahr vor der Tür. Damit waren alle meine Vorurteile endgültig vergessen. Unser Betrieb feierte den 1. Mai. Ein blinder Akkordeonspieler, der uns später zum Tanz begleiten sollte, saß mir bei der fröhlichen Kaffeerunde gegenüber. Wie leid tat mir dieser Mann, der — so schien es mir wenigstens — abseits vom Leben stehen mußte. Auch Jürgen empfand tiefes Mitleid mit ihm. Auf unser Glück fiel ein kleiner Schatten, der unser Dasein später völlig verdunkelte.

Der Sonntag war angebrochen und mit ihm unser Ehrentag, an dem wir uns gelobten, von nun an Freud und Leid zu teilen. Wie schnell das Leid überwiegen sollte, ahnten wir beide noch nicht. Um so furchtbarer traf uns zwei Tage darauf ein grauenvolles Ereignis: Jürgen verunglückte bei einem chemischen Versuch. Er trug viele Verletzungen davon, verlor eine Hand und trotz aller ärztlichen Kunst und Fürsorge für immer sein Augenlicht.

Nun erst zeigte sich, wie fest wir zueinander gehörten, ohne es uns bisher eingestanden zu haben. Jürgen überließ mir die Entscheidung, ob ich bei ihm bleiben wollte. Mit aller Macht trat noch einmal die Begegnung mit dem blinden Musiker in unsere Erinnerung. Doch all das Schwere, das plötzlich an uns herangetreten war, hatte mich zum reifen Menschen gemacht. Für mich gab es nur eine Entscheidung: Meine ganze Liebe und Fürsorge Jürgen zu widmen, ihm die Umstellung so leicht wie möglich zu machen. Alle äußerlichen Wunden waren bald geheilt, der schwerere seelische Gesundungsprozeß begann. Und zu zweit schafften wir es. Jürgen nahm alles Unabänderliche mutig und gefaßt auf, und so erklommen wir langsam den steilen Weg zu neuer Zuversicht.

Leicht war es nicht. Da gab es ganz „liebe“ Mitmenschen, die die „arme“ Frau mit Bedauern und Kopfschütteln bedachten, statt uns gute Wünsche auf unseren gemeinsamen Lebensweg mitzugeben. Skeptiker sahen uns schon auseinandergehen. Wir waren ja beide noch sehr jung und unerfahren. Das konnte ihrer Meinung nach gar nicht gut gehen. Nur unsere Eltern und wenige Bekannte, die bald die ersten Hemmungen meinem blinden Mann gegenüber überwunden hatten, gaben uns neuen Mut. Wie recht sie taten, beweist unsere nunmehr achtjährige glückliche Ehe.

Wir schulten beide um, und statt das Wort Blindheit mit allem Unbekannten zu meiden, suchten wir den Weg zu gleichen Gefährten. Heute ist Jürgen bereits seit vier Jahren als Telefonist in einem großen Betrieb tätig und fühlt sich in den Reihen seiner Kollegen wohl und gleichberechtigt. Wir haben wieder den Anschluß an das gesellschaftliche und politische Leben gefunden, und Jürgen steht ganz seinen Mann.

Unser Familienleben — wir haben zwei Töchter — haben wir trotz des Unfalls so gestaltet, wie wir es uns einst vorgenommen hatten. Auch unseren Sportinteressen sind wir nicht untreu geworden.

Unsere ganze Liebe gilt den Blinden in unserer kleinen Stadt, die Jürgen zum Vorsitzenden ihres Verbandes wählten. Wie dankbar ist doch diese Aufgabe! Übrigens— beim alljährlichen fröhlichen Beisammensein der Blinden geht es ebenso lustig zu wie auf jeder anderen Betriebsfeier.

Alles, was uns zu Anfang als Mitleid entgegengebracht wurde, ist jetzt in ehrliche Bewunderung umgeschlagen. Es gibt selten Außenstehende, die nicht erkennen, welche Stellung sich ein Blinder mit Selbstvertrauen und Energie erwerben kann. Mitleid brauchten wir nicht.

Brigitte H.

Ausgelesenes

„Wer nicht liebt Wein, Weib und Gesang, der bleibt ein Narr sein Leben lang." Dieses sinnenfreudige Zitat sagt man Martin Luther nach. Es gibt allerdings noch heute Narren, die diesen Trinkspruch als Richtschnur fürs Leben nehmen. Von einigen Exemplaren dieser Gattung erzählt uns *Werner Dembski*, ein Kumpel aus dem Kombinat Schwarze Pumpe, in seinem Buch *„Ein fideles Haus"*. Es ist eine Geschichte, fast grotesk und doch nicht zum Lachen, denn sie ist keine Erfindung des Autors, sondern ein Stück Bonner NATO-Wirklichkeit.

Dabei begann es so harmlos, in einem Gefängnis in Südwestdeutschland im Frühjahr 1958. Drei Kaufleute, Offiziere a. D., sitzen hier wegen verschiedener „Kavaliersdelikte" in Untersuchungshaft. Da erkennt einer von ihnen im Gefängnisaufseher einen Soldaten seiner Truppe. Man wird sich also nicht wundern, daß der Aufseher seinem alten Leutnant ein Kartenspiel in die Zelle schmuggelt. Daß daraus handfeste Saufereien werden und diese in Orgien mit aufgeschlossenen weiblichen Häftlingen enden, wer konnte das ahnen? Dreimal dürfen Sie raten, wer zum Schluß im Gefängnis sitzt. *(Eulenspiegel-Verlag, Berlin; Preis etwa 4 DM.)*

Da ja im Februar Fasching ist, geselle sich zur politischen Satire noch ein Buch voll Scherz, Ironie und tiefer Liebe: *„Sankt Peters Regenschirm"* von *Kálmán Mikszáth*. Ein unschuldig Mägdelein in der Wiege ist es, das bei einem plötzlichen Gewitterguß durch einen Regenschirm über seinem Körbchen geschützt wird. Erst durch die alte Adamecz wird diese Tat Sankt Peter zugeschrieben. Wobei man ihr zugute halten muß, daß sie oft zu tief ins Gläschen guckt und so mehr sieht, als sie sehen sollte.

Glaubwürdiger erscheint die Aussage des Glöckners, der sah, wie ein alter Jude behutsam den Säugling mit dem Schirm überdeckte. Nun hat es allerdings mit diesem Schirm seine besondere Bewandtnis. Sein Griff soll einen Schatz enthalten, und das führt zu vielerlei Verirrungen und Verwirrungen. Es kommt, wie es bei einer schönen Geschichte kommen muß, zu einer märchenhaften Hochzeit zwischen dem nun schon erwachsenen Mägdelein aus der Wiege und dem Erben des Schirms. *(Verlag Rütten & Loening, Berlin; 6,90 DM.)*

Viel Freude beim Lesen versichert Ihnen **Ihr Paul**

ABGEHÖRTES

Das musikalische Ereignis des letzten Monats: Josef Hála in Berlin! Schon lange vor dem Konzert erhielten die Plakate an den Litfaßsäulen einen Überkleber: AUSVERKAUFT. Für alle, die weder Zeit noch Gelegenheit hatten, den berühmten Pianisten auf der Bühne zu erleben, hier ein Tip: Josef Hála spielt auf der Supraphon-Platte SUEC 864, begleitet vom Orchester Dalibor Brázda, das *Warschauer Konzert* von Richard Addinsell. Eine brillante Aufnahme, die auch technisch so hervorragend gesteuert wurde, daß keine Feinheit verlorenging.

Ebenfalls ein musikalischer Hochgenuß ist eine Schallplatte (Supraphon LPV 467), auf der Josef Hála „nur" als Begleiter auf dem Flügel zu hören ist. Sein tschechischer Landsmann Ladislav Jásek, ein Violinsolist von erstaunlicher Vielseitigkeit, spielt Kompositionen aus drei Jahrhunderten: die *Sonate Nr. 4 in D-Dur* von Georg Friedrich Händel, Stücke von Francesco Geminiani und Karol Szymanowski, Maurice Ravels *Zigeuner-Rhapsodie* und den *Spanischen Tanz* von Manuel de Falla.

Der VEB Deutsche Schallplatten, dessen Produktion klassischer Werke sich bereits seit geraumer Zeit internationaler Anerkennung erfreut, brachte jetzt auf Eterna 8 20058 eine besonders interessante Aufnahme heraus. Weltbekannte Stimmen, unter ihnen Aureliana Beltrami — Die Beltrami! —, der Chor des Stadttheaters Bologna und das Berliner Rundfunk-Sinfonieorchester singen und spielen in einem Querschnitt aus Puccinis *La Bohème* von der tragischen Liebe zwischen Mimi und Rudolf, die seit 60 Jahren das Opernpublikum aller fünf Erdteile erschüttert. Bruno Rigacci dirigiert.

Und hier noch eine freudige Nachricht für alle Verehrer Chopins: Zu Ehren seines 150. Geburtstages am 22. Februar nimmt unsere volkseigene Schallplattenproduktion das Gesamtwerk des Meisters auf, wobei jede Komposition durch hervorragende polnische Künstler wiedergegeben wird. Halina Czerny-Stefánska, die Siegerin des IV. Internationalen Chopin-Wettbewerbes, eröffnet die Reihe mit dem *Konzert für Klavier und Orchester Nr. 1 in e-Moll*. Wir hören das Sinfonieorchester der National-Philharmonie Warschau unter der Leitung von Bohdan Wodiczko (Eterna 8 20100)

Ihr Ludwig Platte

Vignetten: *Wilmar Riegenring*

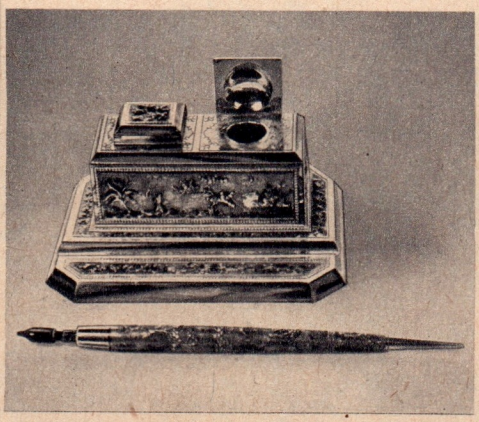
EUSKIN

MIT WIRKFAKTOR G

Euskin-Erzeugnisse
frischen den Teint auf und
verleihen ein jugendfrisches Aussehen!
Euskin-Präparate
die wirksame Heimkosmetik!

VEB DECENTA-WERK DÖBELN

HN

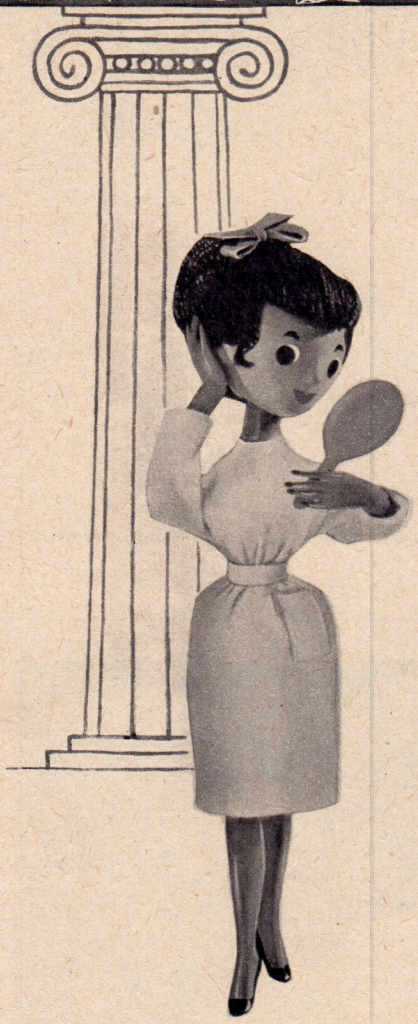


Kunstvolle

Schreibtischgarnituren und Tafelgeräte in massiv silberner Ausführung aus Vietnam — eine Zierde in Ihrem Heim

HK

HO- und Konsum-Fachgeschäfte zeigen Ihnen gern weitere Importe



Kennen Sie das Parisurteil?

Paris war der schönste Hirte im alten Griechenland. Eines Tages hatte er auf Geheiß des Zeus ein Schönheitsurteil zu fällen. Er sollte entscheiden, ob Hera, Athena oder Aphrodite die Schönste sei. Alle drei machten ihm Wahlversprechungen: Reichtum, Kriegsruhm und Weisheit wurden ihm zugesagt. Aphrodite jedoch versprach ihm die schöne Helena zur Frau. Und Paris entschied sich für Aphrodite.

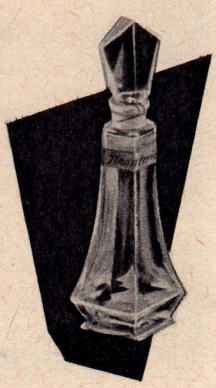
Ja, die Männer wollten ihre Frauen allezeit schön haben. Sie möchten auch heute gern, daß sie gut gekleidet, passend frisiert, chic und gepflegt erscheinen.

Zu Ihrer Erscheinung, verehrte Freundin, gehört auch das Parfüm, das Sie tragen, denn die Nasen Ihrer Mitmenschen sind sehr wählerisch. Sie leihen ihre Zuneigung gern der aparten, nicht alltäglichen Duftschöpfung aus dem Hause Florena.

Auch Sie werden „Pikanterie" begehrenswert finden!

Versuchen Sie doch einmal dieses weiche, schmeichelnde Parfüm mit der pikanten Duftnote.

FLORENA



Über die Veredlung des Einfachen

Im Sommer sind grüne Salate, rote Tomaten, frisches Obst gesunde Selbstverständlichkeiten. Im Februar hingegen vermag eine schäbige Mohrrübe, geraspelt und mit etwas Zitrone beträufelt, einen Sturm der Begeisterung, einen wahren Aufstand der Geschmacksnerven hervorzurufen. Wie das mattrosa Rübenfleisch prächtig zwischen den Zähnen knirscht, soweit es nicht Zuflucht in den Zahnlücken gefunden hat! Wie die Säure der Zitrone den leichten Zuckergehalt der Rübe nicht vernichtet, sondern durch Kontrastwirkung zart hervorhebt! Entdeckung über Entdeckung macht der Gaumen, der, durch winterliche Enthaltsamkeit des Frischen entwöhnt, dessen Reizstoffe neu, erstmalig, einmalig auf sich wirken läßt.

Am Beispiel der geschabten Möhre erkennen wir, wonach es uns im Februar gelüstet. Nicht nach Vitaminen, die uns zwar fehlen, aber vom Onkel Apotheker — garantiert geschmackfrei, da in eine Pille eingebettet — sicherer als von der Natur in wohlproportionierten Dosen geliefert werden, ohne deshalb unser Verlangen nach Frischem zu stillen. Nein, wir wollen keinen medizinischen Trost für unser Gewissen, das über unsere Gesundheit wacht, sondern jenen geschmacklichen Reiz, dessen wir uns in der Zeit sommerlicher vegetativer Fülle überhaupt nicht bewußt werden und den wir nun, obwohl umgeben von tausend schmackhaften, nahrhaften Dingen, schmerzlich vermissen: den primitiven Reiz unverfälschter pflanzlicher Stoffe.

Überlegen wir uns also, was es in Küche und Vorratskeller noch an kostbarem Einfachen gibt, um es dann beileibe nicht durch Kochen in seiner Simplizität zu zerstören, sondern — etwas Saft auf die Rübe! — durch Veredlung in seiner natürlichen Großartigkeit zu akzentuieren. Konserven helfen da wenig, sie gehören in den Bereich des Gekochten. *Rohkost im Winter* — das ist, wenn sie nur zusätzlich, als Anregung, sozusagen also kulinarischer Aperitif vor dem eigentlichen Mahl gereicht wird, praktisch erreichbar und in der Wirkung, seelisch sowie körperlich, der kalten Abreibung oder der Bürstenmassage vergleichbar, die den langweiligen Trott des Alltags unterbrechen und durch Stimulantien neue Kräfte mobilisieren.

Vielgestaltig ist das Rohe, das bei uns überwintert: scharfer Lauch und beißender Rettich, ja, sogar Meerrettich, lieblichen Sellerie und widerstandsfähiger Kohlrabi, vielleicht gar schon frisch aus dem Treibhaus. Jede Hausfrau wird bei ihrer Inventur anderes ausfindig machen. Die Aufgabe besteht darin, diesen Rohstoff — mehr ist es zunächst nicht — zu verwandeln und zu einer Anregung zu gestalten, die den Frühling ahnen und durch Mund und Magen schon in unseren Organismus einziehen läßt. Gibt es auch keinen Jungbrunnen, aus dem man sich — oh, ewige vergebliche Hoffnung der Menschheit! — den Schmelz der Jugend antrinkt, so essen wir uns wenigstens gesund, indem wir im Jahresrhythmus den Zeiger vorrücken und uns vorzeitig in den Genuß des Frischen, unseren Körper Anregenden, versetzen. Hier einige Rohkostrezepte:

Lauchsalat

Wir schneiden das harte Grün der Stangen ab und schneiden den Rest in dünne Ringe, geben Zitronensaft, Öl, Salz und Pfeffer dazu und lassen alles eine Zeitlang durchziehen. Beim Anrichten können wir hartgekochte Eier daruntermischen; freilich ist die Rohkost dadurch ein wenig verfälscht.

Rohkostplatte, die bunt aussehen muß:

Wir legen eine große Schüssel mit Salatblättern oder Kresse aus und geben häufchenweise feingeschnittene Blumenkohlröschen, in Stifte geschnittene Kohlrabis, geraspelte Mohrrüben, geraspelten Sellerie, feingeschnittene Äpfel, etwas geriebene rote Rüben, einen geraspelten Rettich, etwas geriebenen Meerrettich, auch feingehobeltes Weiß- und Rotkraut hinzu. Beim Anrichten gießen wir eine Salatsauce darüber.

Vorschlag 1: Quarkcreme

Wir rühren $^1/_2$ Pfund Quark durch ein Sieb und mischen ihn mit einem Viertel Liter Milch, zwei ausgedrückten Knoblauchzehen, einem Esslöffel Zitronensaft, Schnittlauch und Salz.

Vorschlag 2: Currysauce

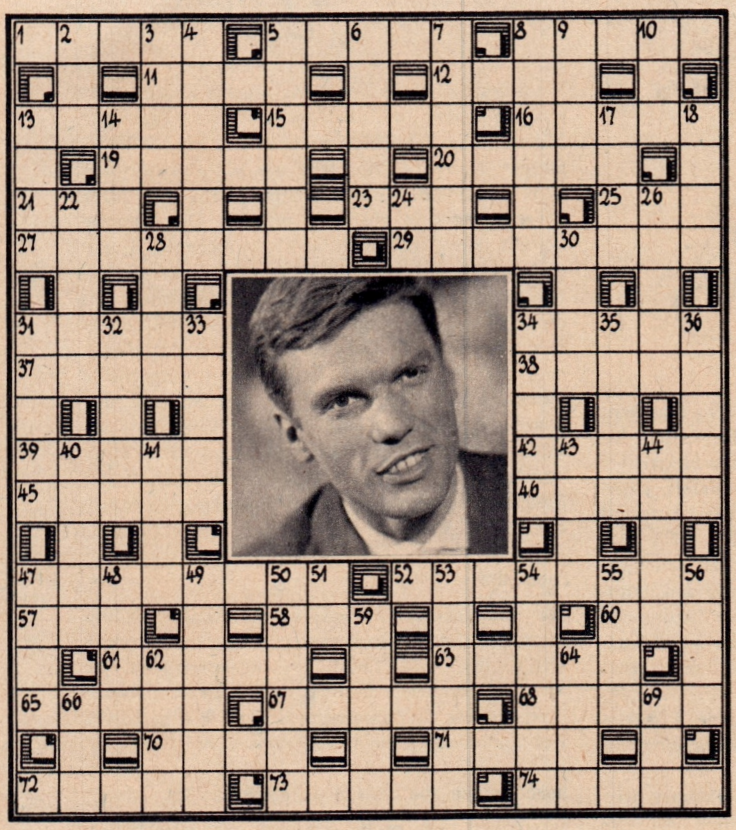
Wir drücken zwei hartgekochte Eidottern durch ein Sieb und rühren mit 2 Esslöffeln Öl, einer Tasse Immergut, einer halben Zitrone, etwas Salz und einer gehäuften Messerspitze Currypulver die Masse geschmeidig.

Vorschlag 3

Wir verdünnen eine halbe Tasse Mayonnaise mit einem Glas Joghurt, etwas Salz, einem Esslöffel Zitronensaft und gehackten Kräutern, je nach der Jahreszeit.

Habu

Illustration: Renate Jessel



Den Namen des jungen Schauspielers, den wir Ihnen heute vorstellen, tragen Sie bitte in 7. senkrecht und 47. waagerecht ein.

Waagerecht:

1. Argentinische Grassteppe
5. sittliche Gesinnung
8. Bilderrätsel
11. Stadt an der mittleren Elbe
12. flacher Futterbehälter
13. Ausstattungsstück
15. Zwiebelpflanze
16. Teil mancher Schiffe
19. Nebenfluß der Donau
20. Werkzeug
21. Abschiedswort
23. Stadt an der Etsch
25. Mündungsarm des Rheins
27. und 29. in diesem Berliner Theater tritt „er" auf
31. Eßgerät
34. Wintersportgerät
37. Name eines Sees in Lappland
38. Kampfplatz
39. sportliches Wurfgerät
42. Meeresvogel
45. Heilmittel
46. chemische Verbindung
47. Zuname des Schauspielers im Bild
52. Titel eines Filmes, in dem „er" mitwirkt
57. Himmelsrichtung
58. Papagei
60. Nebenfluß des Rheins
61. Stadt im Ruhrgebiet
63. Flaschenzug auf Schiffen
65. halbgöttlicher Held
67. Abwesenheitsnachweis
68. eine Fischreuse
70. Schmerz, Kummer
71. Trennungswort in Telegrammen
72. bedeutender englischer Dichter (1788—1824)
73. deutscher patriotischer Schriftsteller (1769—1860)
74. Gleichwort für: eigenartig, ungewöhnlich

Senkrecht:

2. Stadt im Erzgebirge
3. so hieß „er" in dem Film 52. waagerecht
4. Hahnenfußgewächs
5. Eintritt, Eintrittsgeld
6. Brettspiel
7. Vorname des Schauspielers im Bild
8. Gestalt aus „Der Barbier von Sevilla"
9. Ringelwurm
10. Gestalt der Nibelungensage
13. Nebenfluß der Donau
14. Zahl
17. Farbe
18. Öffnung im Schiffsdeck
22. Fakultätsvorsteher
24. französischer Artikel
26. Hochruf der Ungarn
28. Stadt in Niedersachsen
30. Gestalt aus Schillers „Räuber"
31. Ziege
32. Stadt in der Schweiz
33. Meßwerkzeug
34. Fallklotz
35. buchhalterischer Begriff
36. Vorratsraum
40. Stadt der Künstler
41. eine der Gezeiten
43. nördliche Hauptstadt
44. Komponist der „Dreigroschenoper"
47. Schaden im Stoff
48. forstwirtschaftliches Raummaß
49. . . . ist Macht
50. Bundesstaat im nördlichen Nordamerika
51. chemisches Zeichen für Iridium
53. Geschicklichkeitskünstler
54. spanischer Eroberer, entdeckte 1513 den Stillen Ozean
55. europäische Hauptstadt
56. Unterarmknochen
59. Erdteil
62. Einzelvortrag
64. „seine" Rolle in dem Film „Das Lied der Matrosen"
66. so hieß „er" in dem Film „Verwirrungen der Liebe"
69. Wurfspieß

AUFLOSUNG AUS HEFT 1/1960

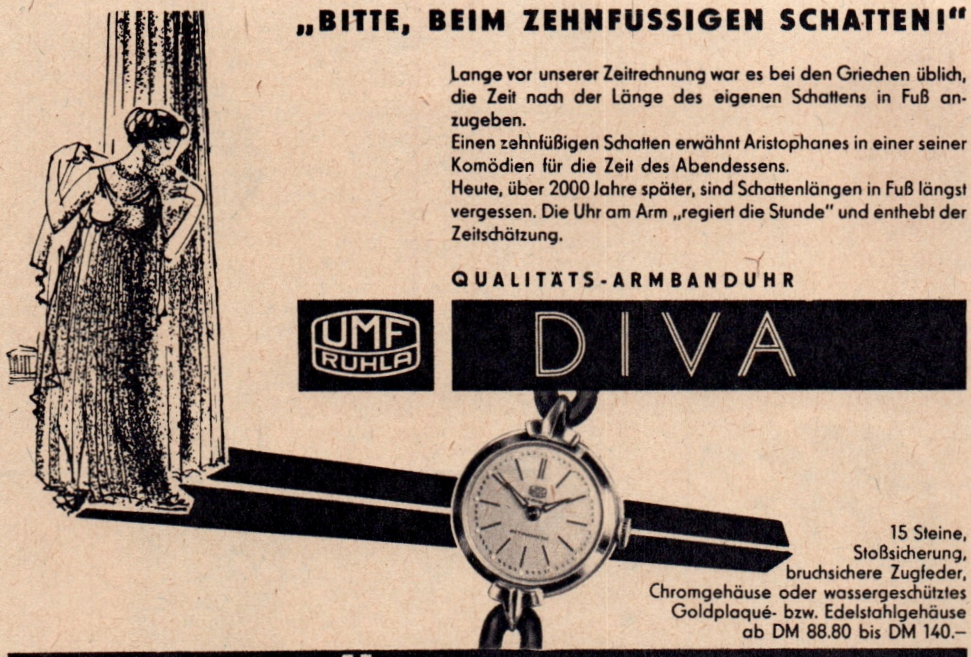
Kreuzworträtsel:

Waagerecht: 1. Lunik, 5. Verne, 12. Amor, 14. Almanach, 15. Nebel, 18. Eislauf, 20. Ziolkowski, 22. Saturn, 25. Elbe, 26. Reti, 27. Inka, 28. Uran, 29. Moa, 31. Ast, 34. Hirn, 35. Spesen, 38. Uta, 39. Ala, 40. Mond, 41. Atom, 42. Ave, 44. Bob, 45. Seneca, 48. Pisa, 50. Lok, 51. Oka, 53. Nuss, 55. Urft, 57. Esel, 60. Mars, 63. Aspekt, 65. Astronomie, 67. Balaton, 68. Essen, 69. Weltraum, 70. Asow, 71. Geier, 72. Allee.

Senkrecht: 1. Lanze, 2. Nabob, 3. Kalk, 4. Loewe, 6. Elli, 7. Nauen, 8. Elf, 9. Lava, 10. Natur, 11. Thann, 13. Rist, 16. Eile, 17. Elemi. 19. Ski, 21. Oran, 22. Saas, 23. Tute, 24. Rakel, 30. Orinoco, 32. Sputnik, 33. Dumas, 34. Hamen, 36. Samba, 37. Narbe, 43. Venus, 46. Else, 47. Akut, 48. Polo, 49. Samos, 52. Arie, 53. Narwa, 54. Spalt, 56. Flamme, 57. est, 58. Stoa, 59, Ernst, 61. Amsel, 62. Sense, 64. Kurs, 65. Aaare, 66. Newa, 67. Bug.

„BITTE, BEIM ZEHNFUSSIGEN SCHATTEN!"

Lange vor unserer Zeitrechnung war es bei den Griechen üblich, die Zeit nach der Länge des eigenen Schattens in Fuß anzugeben.
Einen zehnfüßigen Schatten erwähnt Aristophanes in einer seiner Komödien für die Zeit des Abendessens.
Heute, über 2000 Jahre später, sind Schattenlängen in Fuß längst vergessen. Die Uhr am Arm „regiert die Stunde" und enthebt der Zeitschätzung.



QUALITÄTS-ARMBANDUHR

UMF RUHLA

DIVA

15 Steine,
Stoßsicherung,
bruchsichere Zugfeder,
Chromgehäuse oder wassergeschütztes
Goldplaqué- bzw. Edelstahlgehäuse
ab DM 88.80 bis DM 140.–

DIE PÜNKTLICHE

VEB KLEMENT GOTTWALD • UHREN- UND MASCHINENFABRIK RUHLA/THÜR.

INSERAT

MAN N IST INTERESSIERT

• • • wenn die Rede von Pa-tina ist. Automatisch erfolgt eine Gedankenverbindung zur Seife. Doch nicht nur Seifen, denn längst hat sich auch die Pa-tina Bio-Kosmetik sowohl für die Dame als auch für den Herrn bekanntgemacht. Mit dem Namen Pa-tina verbindet sich ein guter Ruf hervorragender Qualitätserzeugnisse.

DIPLOM-LUXUSSEIFE

Dieses Spitzen-Erzeugnis aus dem Hause Pa-tina hat einen Fettgehalt von 80%. Die hauptsächlich aus Importen bestehenden erlesenen Rohstoffe bilden die Basis dieser hochwertigen Seife. Dem ist noch ein I-Pünktchen aufgesetzt, nämlich die Duftkomposition aus Riechstoffen.
Ein Duft nach Sauberkeit und Frische.

Bio-Kosmetik nur in den autorisierten Verkaufsstellen

BIO-KOSMETIK auch für den HERRN

Überall trifft Sie der kritische Blick, der die Frage stellt, ist „ER" gepflegt? Eine Kleinigkeit für unsere Herren, denn auch sie haben das Recht auf Bio-Kosmetik. Es geht doch letzten Endes nicht darum, daß man schön aussieht, sondern mehr darum, sich zu pflegen.

Wir empfehlen dem Herrn: **„Pa-tina-Hautnährcreme"** biologisch wirksam, ein nicht fettendes Hautpflegemittel. Zusätze von hormonalen Organextrakten, das vitaminreiche Weizenkeimöl, das sind die Stoffe, die aufbauend auf das Zellgewebe wirken. **Pat-Creme für Tag und Nacht,** das vitaminreiche Weizenkeimöl und Lanolin sind die hautpflegenden Grundlagen. Pat-Creme hat den angenehmen Duft nach Eau de Cologne. Pa-sicca ist die günstigste Voraussetzung zur Trockenrasur. Pa-sicca verwenden Sie vor der Rasur. Haut und Barthaar gut anfeuchten und alsbald mit der Rasur beginnen. Nach der Rasur empfehlen wir Ihnen Rasierwasser „Juchten" mit dem herb-männlichen Duft. Rasierwasser Juchten neutralisiert und desinfiziert Ihre Haut und vermeidet übermäßige Spannungen und Hautrötungen. Besondere Zusätze: Getreidekeime und Hamamelis, diese wirken entzündungshemmend und heilend.

TÄGLICH 24 STUNDEN GEPFLEGT MIT PA-TINA-KOSMETIK

VEB PA-TINA HALLE/SAALE

2 Freundinnen, 18/1,65, bld. u. dklbld., wü. Briefw. mit nett. jg. Herren, Int. für Sport, Tanz, Theater, Kino. Bildzuschr. erw. ML 4894 DEWAG Werbung, Berlin C 2

2 Freundinnen, 24/1,75, su. auf diesem Wege 2 Partner mit etwas Herzensbildung, die lieb, offen und verständig sind. MB 4907 DEWAG Werbung, Berlin C 2

Junggesellin, Mitte 20/1,69, bld., Fachschulbildg., viels. int., su. intell. Lebensgefährten mit mod. Ansichten (Mitteldeutschland, nicht Beding.). MA 4906 DEWAG Werbung, Berlin C 2

Buchhalterin, 22/1,74, dkl.-bld., sucht Bekanntschaft eines nett. und ehrlichen Herrn zw. spät. Heirat. Bildzuschr. unt. MS 4932 DEWAG Werbung, Berlin C 2

Mädel, 22/1,68, aus einsamer Gegend, su. jung. Herrn pass. Alters zw. Heirat. Bildzuschr. erbet. MK 4913 DEWAG Werbung, Berlin C 2

Handwerkstochter, 29/1,65, sucht d. Bekanntsch. eines pass. Gefährten zw. spät. Heirat. Motoren- bzw. Fahrzeughandwerker angenehm, jedoch n. Beding. Einheirat möglich. MP 4930 DEWAG Werbung, Berlin C 2

Welcher junge Berliner schreibt mir? Bin 18/1,67, hellbld., mit Int. f. Musik, Film u. Sport. Bildzuschr. (zur.). ML 4927 DEWAG Werbung, Berlin C 2

2 lust. Mädel, 20/1,70 u. 22/1,74, wü. Briefw. mit nett. Herren. Bildzuschr. erbet. MU 4934 DEWAG Werbung, Berlin C 2

2 jg., gutausseh. Damen wü. gebild., charakterfest. Herren (Berlin od. Umg.), nicht unter 22/1,75, durch Briefw. kennenzul. Alle Bildzuschr. werd. beantw. MR 4931 DEWAG Werbung, Berlin C 2

Wer hat Lust, mit 3 intell. nett. Damen Bekanntsch. zu schließen? Viels. int. und lebenslustig. 22/1,73 braun, 19/1,70 braun, 18/1,66 bld. Bildzuschr. erw. (zur.), mögl. Raum Sachs., n. Beding. 11 050 DEWAG Werbung, Leipzig C 1

4 Freundinnen, 18/1,65 bis 1,70, su. nette Briefpartner (auch einzeln). Bildzuschrift. erw. MZ 4937 DEWAG Werbung, Berlin C 2

Wo ist ein Partner: int., natürlich, ein gut. u. zuverlässiger Kamerad? Ich bin 25/1,69. 10 854 DEWAG Werbung, Leipzig C 1

Jg. Lehrerin, 1,70, nettes Äuß., kunst- u. musikliebend. (Klavier, Gesang), wü. intell., nicht oberflächlichen Herrn (24—30) kennenzul. (Raum Berlin). Bildzuschr. erb. MW 4935 DEWAG Werbung, Berlin C 2

Hallo! Wer schreibt mir? Bin 21/1,68, dklbld. Suche Bekanntsch. m. charakterfest., intell. Herrn. Bildzuschr. erb., mögl. Raum Thür. MT 4933 DEWAG Werbung, Berlin C 2

Junges Mädchen, 21/1,63, schlk., dklbld., viels. int., wü. die Bekanntsch. eines intell. jung. Herrn, Raum Leipzig. Bildzuschr. erb. unt. 10 976 an DEWAG Werbung, Leipzig C 1

Freundinnen: 19/1,65 bld. u. 23/1,62 schw., wü. Bekanntsch. mit 2 nett. Herren pass. Alters, mit Bild. MO 4929 DEWAG Werbung, Berlin C 2

Welchen charakterf. Herrn darf ich um seine Bekanntschaft bitten? „Er" sollte sich für alles Schöne u. Moderne int.; „Sie", 24/1,60, mittelbld., schlk., natur-, foto-, musik-, tanz- u. sportbegeistert, antwort., wenn „Er" ein kl. Bild beilegt, bestimmt. Darf ich hoffen? MX 4936 DEWAG Werbung, Berlin C 2

die aromatische Bade-Essenz, bringt den würzigen Duft des Waldes in die Badestube. Waschen und baden mit Silvana Kiefernadelextrakt vertreibt die Mattigkeit, stärkt und erfrischt, wirkt erholsam und anregend bei groß und klein.

Ich suche „Sie". Bin 18/1,76, dklbld., Int. für Musik, Kultur und Natur. Bildzuschr. erw. MD 4958 DEWAG Werbung, Berlin C 2

Jg. Mann, 24/1,75, su. intell. nett. u charakterfest. Mädchen (mögl. aus Thür.) pass. Alters m. Herz und Gemüt, tanz- und musikliebend. sowie Int. für Ski-, Wasser- u. Wandersport. Nur ernstgem. Bildzuschr. erbet. MA 4938 DEWAG Werbung, Berlin C 2

2 Freunde, 18/1,74, 21/1,68, wü. Briefw. m. nett. jg. Mädchen, tanz-, sport- u. musikliebend. Bildzuschriften erw. MB 4939 DEWAG Werbung, Berlin C 2

Welche nette, intell. Dame möchte mit mir in Briefw. treten? Bin 19/1,70, mit viels. Interesse. MO 4897 DEWAG Werbung, Berlin C 2

2 Freunde, 23/1,83 u. 23/1,85, motorsport- und musikliebend, su. 2 nette Damen zw. Briefw. Bildzuschrift. erb. ME 4941 DEWAG Werbung, Berlin C 2

Jg. Mann, 21/1,68, bld., wü. die Bekanntsch. einer nett. jg. Dame zw. spät. Heirat; mögl. Bez. Dresden, nicht Beding. Bildzuschr. u. MR 4899 DEWAG Werbung, Berlin C 2

Wir sind 3 jg. Freunde, 19/1,76-1,80, musik-, sport-, tanz- u. naturlieb. Bildzuschr. erw. MG 4942 DEWAG Werbung, Berlin C 2

3 Abiturienten, 18/1,81, 19/1,70 u. 1,76, temperamentv., sportl., viels. int., wü. Briefw. mit 3 netten jg. Damen (17—19). Bildzuschrift. erw. MH 4943 DEWAG Werbung, Berlin C 2

2 Thüringer, 19/1,65, 1,80, sportl., film- und musikint., wü. Briefw. m. nett. Mädeln. Bildzuschr. MK 4944 DEWAG Werbung, Berlin C 2

2 Freunde, 18/1,70 schw., 19/1,80 dklbld., musik-, film- u. motorsportlieb., wü. Briefw. mit 2 Mädchen pass. Alters. Bildzuschriften erw. MH 4912 DEWAG Werbung, Berlin C 2

2 Ing.-chem., 22/1,75 und 22/1,69, dklbld., wü. durch Briefw. die Bekanntschaft zweier hübscher intellig. Mädch. pass. Alt. Mögl. Raum Berlin od. Brandenburg, jedoch nicht Beding. MM 4946 DEWAG Werbung, Berlin C 2

4 lust. Studenten, dklbld., 21/1,81, 20/1,74, 23/1,70, 22/1,58, viels. int., wü. Briefw. m. netten Mädeln. Bildzuschr. erw. MP 4948 DEWAG Werbung, Berlin C 2

Welches ehrl. denk. Mädchen möchte mit mir im Leben Freud u. Leid teilen? Bin 19/1,75, viels. Int. Nur ernstgem. Bildzuschr. erw. MG 4911 DEWAG Werbung, Berlin C 2

Ing., 30/1,83, dklbld., sucht eine aufgeschl., hübsche u. naturverb. Briefpartnerin (Bildzuschr. erb.). ML 4945 DEWAG Werbung, Berlin C 2

2 gute Freunde, 19/1,80 u. 20/1,75, su. Bekanntschaft mit 2 nett. jg. Mädeln, d. Int. für Tanzen, Musik, Film u. Sport haben. Bildzuschrift. erw. MO 4947 DEWAG Werbung, Berlin C 2

3 nette jg. Herren, 19/1,80, 19/1,76, 19/1,74, wü. Briefwechs. m. 3 hübsch. lebensfroh. Mädchen (auch einzeln). Bildzuschr. erw. MR 4949 DEWAG Werbung, Berlin C 2

Jg. Mann, 21/1,75, schwz., wü. Briefw. mit nettem Mädchen. Bildzuschr. erw. MW 4953 DEWAG Werbung, Berlin C 2

2 Freunde, 18 J., su. nette Briefpartnerinnen (16 bis 18 J.). Bild erw. MZ 4955 DEWAG Werbung, Berlin C 2

2 angehende Ingenieure, 22/1,83 u. 22/1,70, möchten auf diesem Wege 2 charmante intell. Damen zw. spät. Heirat kennenlern. Bildzuschr. erb. (zur.). MS 4950 DEWAG Werbung, Berlin C 2

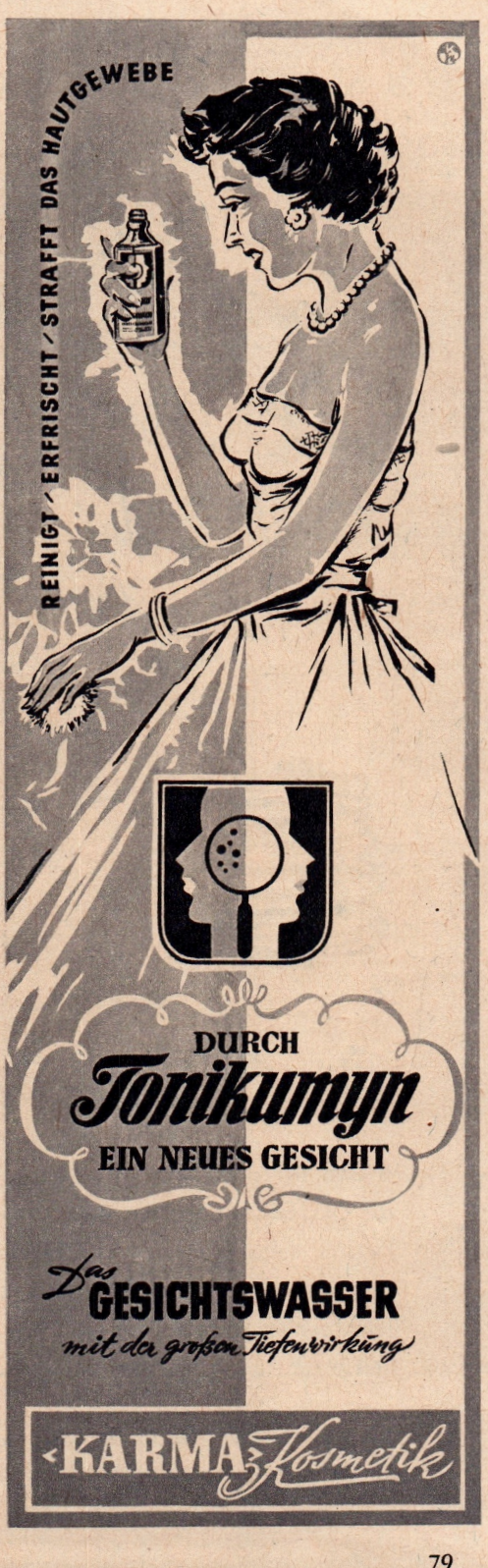
Gutausseh. jg. Mann, 20/1,71, wü. nett., charakterf. Mädel, etwa 18—20 J., zw. spät. Heirat kennenzul., mögl. Thür. Ernstgem. Bildzuschr. ME 4959 DEWAG Werbung, Berlin C 2

Motorsportfreund, 21/1,73, schwz., wünscht solid. Mädel mit viel Herz kennenzul. Bildzuschr. erw. MU 4952 DEWAG Werbung, Berlin C 2

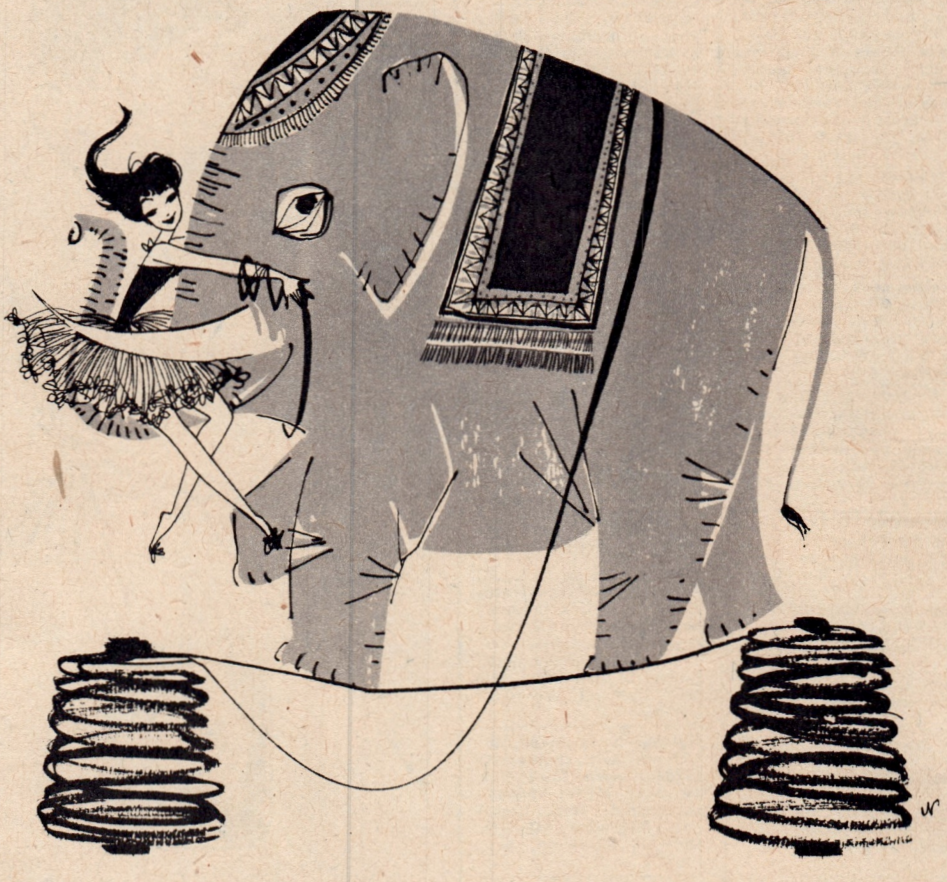
Jg. Mann, 1,71, viels. int., wü. d. Bekanntsch. eines Mädels (16-19 Jahre), Int. a. Gesellschaftstanz, spät. Turniertanz, m. Sinn für Natur und Schönh. des Lebens. Mögl. Raum Leipzig. Nur Zuschr. m. Bild unt. 11 020 an DEWAG Werbung, Leipzig C 1

Jg. Mann, 19/1,75, dklbld., musik-, tanz- u. naturl., wü. auf dies. Wege einen nett. Briefw. mit anständ., intell. Mädel pass. Alters. Bildzuschr. erb. MX 4954 DEWAG Werbung, Berlin C 2

Student, 21/1,73, ruhig, zurückhaltend (Berlin), su. nettes Mädchen m. guten Charaktereigenschaft. MA 4956 DEWAG Werbung, Berlin C 2



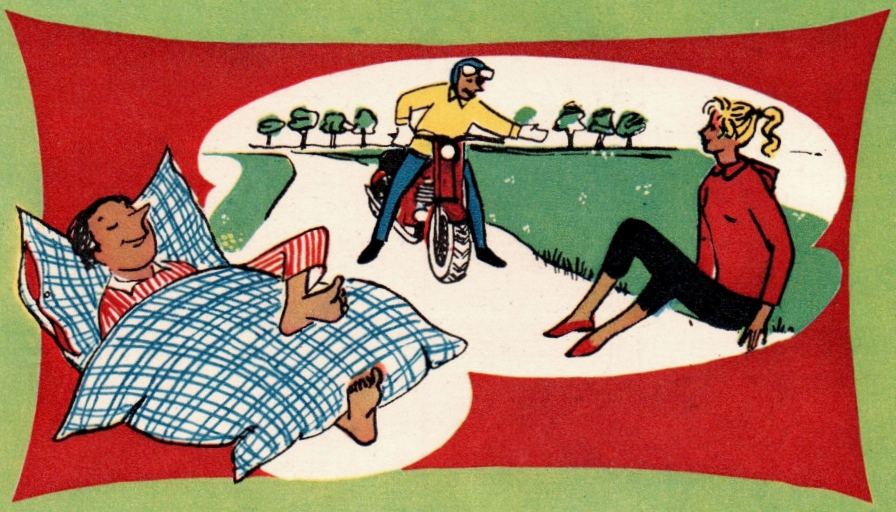
DEDERON



Ob Jumbo das schafft...?

Wissen wir nicht. Wir wissen aber genau, daß die Reiß- und Scheuerfestigkeit von DEDERON derartige Belastungen zuverlässig überwindet. Bitte überzeugen Sie sich selbst davon, was DEDERON, der Faden vollendeter Verläßlichkeit, alles zu leisten und zu bieten vermag:
Leipziger Frühjahrsmesse 1960 vom
28. Februar bis 8. März im „Ringmessehaus"

Warenzeichenverband für Kunststofferzeugnisse
der Deutschen Demokratischen Republik e.V., Rudolstadt/Thüringen



Wünsche werden Wirklichkeit!

Fritz schloß mit seiner Sparkasse einen Prämiensparvertrag ab.
Für je 5,— DM monatlich Sparbetrag erhält er ein Los und nimmt damit an fünf Auslosungen im Jahre teil. Mit etwas Glück kann er damit **bis zu 7000,— DM gewinnen.** Verlieren kann er gar nichts, denn sein Sparguthaben steigt ständig an und bleibt ihm in voller Höhe erhalten. Auch wenn er nicht gewinnt, **nähert er sich mit jeder Einzahlung der Erfüllung seiner Wünsche.**

Das können Sie doch auch!

wohlriechend

aber nicnt aufdringlich – gründlich reinigend aber dennoch schonend – belebend und die Gewebe zugleich nährend – alle diese guten Eigenschaften machen rival

– die Luxusseife von RIWA –

zur jugendlichen Vertrauten Ihrer Haut.

RIWA

KONSUM-SEIFENFABRIK RIESA